

## Buchbesprechungen – Comptes rendus

P. J. Finglass/Adrian Kelly (eds.): **The Cambridge companion to Sappho**. Cambridge University Press, Cambridge 2021. XXXII, 553 p.

Sappho ist derzeit eine der faszinierendsten und am meisten bekannten Figuren der griechisch-römischen Antike, ein Befund, der durch spektakuläre Papyrus-Neufunde im 21. Jh. nochmals gesteigert wurde. Das Thema der Liebe, ihre homoerotischen, hochästhetischen Lieder, ihr Mädchenkreis und nicht zuletzt die äusserst bruchstückhafte Überlieferung, die auf die moderne Ästhetik des Fragmentarischen projiziert wird, umgeben Sappho mit einem mysteriösen Fluidum. Längst wissen wir, dass unsere Sicht der Dichterin Teil der Rezeption ist und mit Betrachtungsweisen früherer Epochen im Dialog steht. Die beiden Herausgeber Patrick Finglass und Adrian Kelly stellen sich mit Bravour der Aufgabe, in einem monumentalen *Companion* das gesamte Wissen über Sappho und ihrem Nachleben mit einem Team von Spezialistinnen und Spezialisten in informativen Beiträgen auf dem aktuellen Forschungsstand zusammenzutragen. Bei einigen gelingt es sogar, darüber hinaus Anregungen für die weitere Forschung zu geben (bes. Mueller, Kelly, Steiner, Kurke, Cazzato, Lardinois, Purves, Coo, Bowie, Pontani).

Das Buch ist in vier Teile gegliedert: Im ersten Teil nähert man sich Sappho in ihrer Welt von Lesbos: Kivilo behandelt kundig die unsichere biographische Tradition; Thomas beschreibt souverän Lesbos' historischen Sonderstatus; Mueller fasst Sapphos Beitrag zu sexuellen Diskursen zusammen, indem sie in guten Einzelinterpretationen Sapphos «queerness» hervorhebt, mit der die Dichterin feste Gewissheiten aufbricht; Kelly erfüllt das Desiderat, Sapphos Einbettung in die epische Welt aufzuzeigen; Rösler analysiert das bekannte Verhältnis zu Alkaios und gibt einen informativen Ausblick auf heutige Interpretationslinien; Steiner ordnet Sappho umfassend in die gesamte archaische Liedkultur ein. Der zweite Teil behandelt die dichterische Leistung aus unterschiedlichen Perspektiven: Kurke betrachtet die Zuweisung von Gattungen und bietet den Hinweis auf die gelegentliche Tendenz zur Narrativierung; Ferrari lotet ursprüngliche Gelegenheiten der Performance aus; Battezzato gibt einen Überblick zur Metrik, Tribulato zum Dialekt; Cazzato würdigt Sapphos poetische Sprache, ihre Motive und Eigenheiten; Lardinois blickt auf die Frage des lyrischen Ichs, wobei er in den seltensten Fällen darin die biographische Figur Sapphos erkennt, sondern im Einklang mit neuen Tendenzen fiktionale *personae*-Konstruktionen hervorhebt; Purves betont nach einem aktuellen Forschungstrend Sapphos Lyrizität mithilfe Cullers Kategorien. Scodel untersucht die Rolle des Mythos, Swift den Einsatz der Götter. Der dritte Hauptteil ist der Überlieferung gewidmet: Prauscello behandelt die antike Edierung; Finglass fasst in gesonderten Kapiteln nützlich in zeitlicher Anordnung die papyrologischen Funde und die moderne Editions-geschichte zusammen. Zuletzt kommt der etwas überdimensionierte Rezeptionsteil: Diachron bespricht man in ausgezeichneten Überblicken das Nachleben Sapphos im Athen des 5. und 4. Jh. (Coo), im Hellenismus (Hunter), in Rom (Morgan), in der griechischen Literatur der Kaiserzeit (Bowie) und schliesslich in Byzanz (Pontani). Bei der Behandlung der neuzeitlichen Aneignung bleibt man in anglozentristischen Bahnen und unterteilt in diachroner Vorgehensweise etwas unglücklich zum Teil nach Ländern. Frankreich wird zweimal mit England (und den USA) verbunden (15.–17. Jh., Gillespie und 18.–19. Jh., Johnson); die so wichtige deutschsprachige Rezeption wird für die frühe Neuzeit und das 18.–19. Jh. zusammengezogen und zugleich mit Italien und Spanien in ein Kapi-

tel gedrängt (Piantanida); Sapphos Rolle im modernen Griechenland erfährt von Kargiotis eine separate Untersuchung, auch wenn es weitgehend von kulturellen Einflüssen Europas bestimmt war; die anglophonen Rezeptionen im 20. Jh. bis heute, vor allem in Anbetracht des frühen und späteren Feminismus, bekommen ein ausführliches Kapitel (Goff und Harloe), als ob es diese Strömungen nicht auch in den anderen Kulturen gegeben habe. Und sogar Australien und Neuseeland ist nochmals ein eigener Beitrag gewidmet (Johnson). Die Einblicke in die Rezeptionen von Lateinamerika (de Brose), in der hebräischen und israelischen Literatur (Jacobs), von Indien (Vanita) und schliesslich China und Japan (Chen) sind zum Teil interessant, aber bisweilen ein etwas beliebiges Sammelsurium von Daten und Fakten. Man versucht die Öffnung der Perspektive vom Eurozentrismus auf die globale Welt. Doch lässt man den schwarzen Kontinent Afrika und Restasien aussen vor. Zugleich fehlen Blicke auf Russland und die gesamte slawische Kultur; vor allem findet die moderne Nachwirkung im heutigen Frankreich, aber auch in zahlreichen anderen europäischen und aussereuropäischen Ländern keine Behandlung. Wahrscheinlich wäre es besser gewesen, die Vorgehensweise nach Nationen ganz hinter dem Diachronen verschwinden zu lassen und synthetisch grössere Diskurslinien herauszuarbeiten. Wenn der Rezeption ein so grosser Anteil gegeben wird, sticht als Manko besonders das Faktum ins Auge, dass Sapphos Nachleben nur in der Literatur und in Übersetzungen untersucht wird, die anderen Künste, vor allem die Malerei und Skulptur, aber auch die Musik, die Oper, das Theater, der Film und die moderne Performance, jedoch keinerlei Beachtung finden. Die beiden Abbildungsteile zur antiken bildlichen Darstellung (Abb. 1–10, nach S. 90) und zur modernen Malerei (Abb. 11–14, nach S. 259, bes. mager) stehen ohne organische Verbindung. Dabei wäre gerade der Dialog der Künste untereinander in Betracht zu ziehen gewesen.

Wegen des zum Teil unausgewogenen modernen Rezeptionsteils bleibt ein gemischter Eindruck zurück. Vielleicht hätte man mit Kap. 23 zu Byzanz schliessen und die moderne Nachwirkung unter Berücksichtigung aller Künste in einem eigenen Band auf später verschieben sollen, zumal von V. Kousini, K. Stergiopoulou und C. Blanco gerade schon ein weiterer *Companion to the Reception of Sappho* für die Reihe *Brill's Companions to Classical Reception* vorbereitet wird. Wir leben in einer Epoche der *Companions*. M. Reynolds legte 2000 *The Sappho Companion* als Anthologie der anglophonen Rezeption vor. Im *Cambridge Companion to Greek Lyric* (2009) geht Yatromanolakis in seinem Kapitel, das sich Sappho noch mit Alkaios teilen muss, auch auf die Vasendarstellungen ein, die er vorher in seinem Buch *Sappho in the Making* (2007) ausführlich behandelte; im nämlich von Budelmann herausgegebenen *Companion* handelt der dritte Teil von der Rezeption (mit Williamsons Beitrag zu Sappho und Pindar). In dieser Reihe steht nun der monumentale Band, der ausschliesslich Sappho gewidmet ist. Das Manual bietet neben bekannten Fakten und Sammlungen von Material einerseits erstaunlich viel Neues. Andererseits fanden zentrale Gesichtspunkte des noch lange nicht überholten pragmatischen Ansatzes, vor allem der Sapphische Kreis, die soziale Funktion, die Performance, die rituellen, kulturellen und anthropologischen Zusammenhänge, etwas zu wenig Platz. Zudem hätte man noch ein Kapitel zu Sappho als Denkerin und Vorläuferin der Philosophie integrieren sollen. Das sorgfältig edierte Buch – beim Lesen fiel nur S. 3 unten die Verwechslung von Kurke und Ferrari auf – wird trotz einiger Schwächen konzeptioneller Art sicherlich ein wichtiges Referenzwerk, das gegenwärtige Forschungstrends abbildet. Angesichts des Sappho-Booms ist ihm Erfolg fast gewiss.

Anton Bierl, Basel

*André Hurst: Dans l'atelier de Pindare.* Recherches et Rencontres 35. Droz, Genève 2020. 188 p.

Nach *Sur Lycophron* (2012) und *Dans les marges de Ménandre* (2015) hat André Hurst mit *Dans l'atelier de Pindare* eine dritte Sammlung von Aufsätzen in der Publikationsreihe der philosophischen Fakultät der Universität Genf vorgelegt. Die sieben Beiträge zu Pindars Werk, über eine Zeitspanne von 40 Jahren veröffentlicht, sind punktuell durch neuere Literatur ergänzt und durch mehrere Register erschlossen.

Nach einer kurz gehaltenen Einführung behandeln die 5 Kapitel des ersten Teils einzelne Epinikien: Im 1. Kapitel zeigt Hurst anhand von *P.* 10 und *O.* 14 auf, wie der junge Pindar die verschiedenen Themen des Lobpreises innerhalb eines Epinikions miteinander verknüpft. Im 2. Kapitel bietet der seit der Antike diskutierte Konditionalsatz in *O.* 2,56 den Ausgangspunkt für die Besprechung der thematischen Gliederung des Epinikions sowie für die Deutung von *O.* 2,85–86. Im 3. Kapitel liest Hurst die Beschreibung der Insel der Glückseligen in *O.* 2,68–83 nicht nur vor dem Hintergrund der epischen Tradition, sondern er bringt sie auch mit Empedokles in Verbindung, der wie der Sieger Theon aus Akragas stammte. Im 4. Kapitel stellt Hurst die Erzählstruktur des Mythos in *P.* 4 jener in Bakchyl. 11 gegenüber und arbeitet dabei ebenso Ähnlichkeiten wie Unterschiede heraus. Das 5. Kapitel zeigt schliesslich auf, wie Pindar sein persönliches Wissen um die politische Situation Kyrenes in *P.* 4 einbringt, um eine Versöhnung des Königs Arkesilaos mit dem Kyrenäer Damophilos herbeizuführen.

Der zweite Teil, der aus zwei weiteren Kapiteln besteht, geht auf übergreifende Themen ein: Im 6. Kapitel, das von Pindars Umgang mit der Zeit in seinen Epinikien handelt, untersucht Hurst, wie der Dichter die verschiedenen Zeitebenen innerhalb eines Siegesliedes miteinander verbindet, wobei die unterschiedlichen Vorgehensweisen mithilfe zahlreicher Beispiele illustriert werden. Und im 7. Kapitel, das Theben in den Blick nimmt, zeigt Hurst auf, dass Pindar in den Epinikien, die er nach den Perserkriegen verfasste, seine Heimat in ein möglichst positives Licht zu rücken versuchte.

Diese Aufsatzsammlung führt, unter besonderer Berücksichtigung von *O.* 2 und *P.* 4, in grundlegende Aspekte von Pindars Dichtung ein und zeigt dabei, wie Pindars Epinikien gelesen und interpretiert werden können. So wähnt man sich bei der Lektüre durchaus in «Pindars Atelier».

*Arlette Neumann-Hartmann, Fribourg*

*Francisco Barrenechea: Comedy and religion in classical Athens. Narratives of religious experiences in Aristophanes' Wealth.* Cambridge University Press, Cambridge 2018. XII, 201 p.

Comme son titre l'indique, l'ouvrage de Barrenechea s'intéresse aux liens entre comédie ancienne et «religion». Par ce terme, qui n'est pas autrement problématisé, l'auteur fait référence à certaines croyances et pratiques traditionnelles, non à l'ancrage du spectacle dans un contexte de festivités. Il constate que ces éléments religieux ont été moins étudiés dans le cas de la comédie que de la tragédie. Sa démarche est donc justifiée, et si l'auteur s'intéresse en particulier au *Ploutos* d'Aristophane (dont la connaissance préalable est nécessaire), il se réfère fréquemment à d'autres pièces du registre comique pour élargir sa perspective.

Chacun des cinq chapitres du livre s'attache à une pratique religieuse spécifique. Le premier chapitre s'intéresse au dieu Ploutos lui-même. Il vise à définir son statut de divinité réelle ou fictionnelle, en regard des autres dieux de la pièce mais également en

regard des cultes dédiés à des «personnifications» dans l'Athènes contemporaine. L'auteur relève notamment que les distinctions proposées par les historiens étaient moins nettes dans le cas des anciens. Dans les deuxième et troisième chapitres, l'auteur montre combien l'intrigue d'Aristophane s'inspire des récits traditionnels relatifs aux oracles et aux rites d'incubation. Si la visée comique tend à remodeler ces récits à ses propres fins, elle n'en consacre pas moins, affirme Barrenechea, l'efficacité de ces pratiques rituelles. Il ne s'agit pas en ce sens d'une vision privilégiant le scepticisme. Le quatrième chapitre s'intéresse à la scénographie du *Ploutos*. Il montre comment la *skênê* passe du statut de foyer individuel à celui de sanctuaire domestique, appelé à devenir sanctuaire communautaire, bénéfique à la cité entière. Enfin, dans le cinquième chapitre, Barrenechea analyse l'instauration du nouveau culte de Ploutos en regard de l'instauration récente d'autres cultes, tels ceux d'Asclépios ou de Bendis, dont Aristophane aurait pu s'inspirer. Dans sa conclusion, l'auteur réaffirme la nécessité d'étudier la comédie ancienne en fonction du contexte et des pratiques religieuses. Si elle peut témoigner d'un certain scepticisme, elle manifeste surtout la prégnance de ces pratiques dans l'Athènes de ce début du 4<sup>e</sup> siècle. En outre, le récit de l'installation d'un dieu tel que Ploutos pourrait marquer, selon l'auteur, le retour à un certain optimisme dans la cité.

On notera que l'ouvrage est concis et bien construit, la langue claire et plaisante. Les citations en langue originale sont rares, ce que l'on peut regretter mais qui assure l'accessibilité de l'ouvrage à toute personne intéressée à découvrir cet aspect spécifique de la comédie antique.

Matteo Capponi, Lausanne

**Isokrates: Archidamos.** Einleitung, Text, Übersetzung und Kommentar von Emanuel Zingg. Syssitia 2. Wellem, Duisburg 2017. XIII, 826 S.

Nonostante gli sforzi esegetici degli studiosi moderni, l'opera di Isocrate rimane ancora sfuggente ed enigmatica nella difficoltà di precisarne intenti e pubblico. Questa imponente edizione commentata dell'*Archidamo*, frutto della revisione di una tesi di dottorato sostenuta presso l'Università di Zurigo, si colloca nel quadro di una nuova fioritura degli studi su Isocrate. Essa si iscrive a sua volta in un progetto più ampio ed è stata preceduta da diversi articoli e da una monografia (*Die Schöpfung der pseudohistorischen westpeloponnesischen Frühgeschichte*, München 2016) in cui Emanuel Zingg ha affrontato e approfondito separatamente questioni linguistiche, interpretative e storiche connesse al discorso isocrateo. L'obiettivo primario dell'opera è quello di fornire una nuova edizione critica dell'*Archidamo*, accompagnata da un ampio commento filologico-linguistico (non mancano peraltro, all'inizio delle diverse sezioni, le note storiche) che giustifichi le scelte operate dall'A. nella costituzione del testo, un procedimento quanto mai opportuno nel quadro di una tradizione manoscritta bipartita in cui non si ravvisa la presenza di un archetipo comune.

Nell'*Einleitung* del primo volume, culminante nell'edizione critica e nella traduzione del discorso, sono trattati analiticamente i seguenti argomenti: la tradizione manoscritta dell'*Archidamo* (A), la sua struttura quadripartita, sulla scorta di Dion. Hal. *Lys.* 16,5–19,6, in proemio, *diēgēsis*, *pistis* e epilogo (B), l'*Archidamo* nel quadro della produzione, del sistema dei valori e del percorso intellettuale di Isocrate (C), il «mito» del ritorno degli Eraclidi come fondamento «giuridico» del possesso spartano della Messenia (D), gli *exempla* storici (E), la natura pragmatica dell'*Archidamo* e le finalità politiche ad esso sottese (F), lo iato e la prosa ritmica in Isocrate e nell'*Archidamo* (G), la ricezione e

la tradizione parallela del discorso dalla *Rhetorica ad Alexandrum* a Bisanzio e all'Umanesimo (H–J). Il secondo volume comprende, oltre al commento al testo (L), uno studio e un'edizione dell'*hypothesis* (M–O), la bibliografia e gli indici.

Si capisce bene come i contenuti dei due volumi vadano ben oltre gli scopi di un'edizione critica e si configurino di fatto come una vigorosa (e, si ha l'impressione, talora un po' dogmatica) presa di posizione nella discussione sui modi e sui significati con cui Isocrate interpretava la propria funzione educativa. Secondo l'A. il discorso fittizio di Archidamo, la cui occasione sarebbe stato, nel 366 a.C. un dibattito dell'assemblea spartana sulla proposta di pace avanzata da Tebe che comportava per la città la perdita definitiva della Messenia (Xen. *Hell.* 7,4,6–11), fu composto dall'Ateniese a breve distanza di tempo («wenige Wochen») dagli eventi e si iscriveva nel quadro del riavvicinamento politico tra Atene e Sparta in funzione antitebana. L'intervento di Isocrate avrebbe in particolare mirato non soltanto ad un rafforzamento di Sparta nell'immediato ma andrebbe anche letto, su un piano diverso, come «Investition in die Zukunft» in funzione dell'obiettivo, sempre presente nella mente dell'autore, della spedizione da intraprendere congiuntamente contro la Persia. Ne discende, contro letture in chiave più o meno marcatamente «retorica» dell'orazione, la necessità «die Verankerung im zeitgenössischen politischen Umfeld zu unterstreichen».

Proprio per la ricchezza dei temi trattati, l'opera non sempre appare equilibrata nelle sue parti. Nel capitolo C non tutte le discussioni sono direttamente pertinenti all'*Archidamo*, mentre la trattazione «storica» di D, per quanto di grande interesse, risulta compressa e soffre per i numerosi rimandi alla monografia pubblicata dall'A. su questo tema. Qualche dubbio riguarda anche l'articolazione quadripartita del discorso isocrateo, se è vero che il mito degli Eraclidi, pur costituendo una «narrazione», è nello stesso tempo il principale argomento di prova della dimostrazione. Al di là di questi minori rilievi, l'opera si caratterizza come un lavoro di grande ampiezza e acribia e propone un'edizione critica del testo dell'*Archidamo* destinata a rimanere a lungo quella di riferimento.

*Michele Faraguna, Milano*

**Michael Erler: Epicurus. An introduction to his practical ethics and politics.** Schwabe, Basel 2020. 166 p.

Ce petit livre est le résultat d'une longue carrière passée à défendre une lecture de l'épicurisme que l'on pourrait qualifier de pragmatique. S'écartant juste assez de la pure recherche de systématisme théorique pour laisser s'infiltrer la réalité du terrain, Michael Erler (E.) a toujours offert et promu une analyse des textes du Jardin qui prend leur utilisation et effet thérapeutique en considération (E. mentionne P. Hadot en p. 10). Issu d'un cycle de six conférences données à l'Université Renmin de Chine en 2017, l'ouvrage est composé d'une préface suivie de six chapitres, d'une riche bibliographie et de deux index. Il permettra aux uns de découvrir la pensée d'un chercheur de premier plan pour les études épicuriennes et aux autres de la retrouver avec plaisir.

Le chapitre 1 résume le discours médical dans lequel s'inscrit le soin de soi épicurien et révèle les antécédents de son hédonisme (Euripide, Platon), démontrant qu'Épicure récupère et transforme des arguments déjà existants et populaires – attitude d'ailleurs relevée tout au long du livre. E. s'applique ensuite à résoudre certaines tensions notoires qu'implique cet hédonisme en pratique, notamment dans le cas de l'amitié. Le chapitre 2 s'intéresse aux pratiques mémorielles et culturelles du Jardin. À

nouveau, E. expose le bagage platonicien que comporte l'attitude épicurienne, cette fois-ci face à la mort et dans l'utilisation de textes comme vecteurs de réforme et d'aide à la gestion des émotions. Le chapitre 3 part du besoin de sécurité extérieure, reconnu par Épicure, pour mettre en évidence la compatibilité qui existe entre engagement politique et vie épicurienne. E. propose ainsi de voir la politique épicurienne comme politique «socratique», visant plutôt la réforme des citoyens que l'application verticale de lois. Le chapitre 4 offre une analyse de la théologie épicurienne comme soin de soi où les rituels sont à comprendre dans leur dimension psychologique d'émulation et d'imitation de l'exemple divin. Car la réalisation même que les dieux sont distants et indifférents participe de l'entretien de notre paix intérieure. Plus technique, le chapitre 5 défend le caractère instrumental et licite de la littérature, en particulier la poésie, dans l'épicurisme. La position épicurienne, quoiqu'ambiguë, permettrait l'utilisation de textes littéraires comme «starting points» (ἀφορμαί) de réflexion et la mise en parallèle et l'évaluation (ἐπιλογισμός) de situations fictionnelles comme aide à la réforme de soi et d'autrui. Le dernier chapitre se penche sur l'intégration de l'épicurisme dans le monde romain. E. suggère que sa survie est due à une forte adaptation des discussions au nouvel environnement culturel, par exemple quant à l'économie ou la valeur du voyage. E. souligne que ce sont les épicuriens eux-mêmes qui se détournent des éléments les plus controversés et propagent un *dimidiatus Epicurus* centré sur son éthique plutôt que sa physiologie, moins fédératrice.

E. aborde donc de très (trop?) nombreux thèmes de l'éthique épicurienne, ainsi que plusieurs sujets sur lesquels il a souvent et brillamment travaillé: *philosophia medicans*, héritage platonicien, adaptation de l'école, etc. Il les traite ici avec une grande sensibilité aux ruptures doctrinales ainsi qu'au contexte discursif et culturel, n'hésitant pas à utiliser des ressources archéologiques et iconographiques. Peu savent transmettre aussi clairement la philosophie épicurienne, sa pratique et son évolution.

Solmeng-Jonas Hirschi, Fribourg

G. O. Hutchinson: **Plutarch's rhythmic prose**. Oxford University Press, Oxford 2018. X, 339 p.

Cet ouvrage pionnier étudie le rythme de la prose grecque d'époque impériale et son rôle dans la construction du sens, particulièrement dans les *Vies* de Plutarque. Le chapitre 1 dresse un riche tableau diachronique du rythme de la prose dans l'Antiquité en s'appuyant sur les théorisations antiques (voir l'utile liste d'auteurs anciens qui emploient ou non la prose rythmique, 21–23). Les chapitres 2 et 3 portent sur la prose rythmique de Plutarque; il ménageait des passages de forte densité rythmique à des moments-clés du récit ou de l'argument. Le reste de l'ouvrage propose 22 études de passages de forte densité rythmique: 15 tirés des *Vies* (que l'A. a intégralement scandées à la main!), trois de Chariton, deux d'Héliodore, deux d'Achille Tatius. Ces auteurs utilisent le système de prose rythmique employé par Hégésias et revu par Cicéron. À la fin de groupes de mots ou de phrases, quatre séquences rythmiques fondées sur des crétiques sont employées de façon significativement plus fréquente que dans la prose non rythmique: –u–u– (ou – – –u–); –u– –; –u– – –; –u–u–. Le rythme du crétique resterait perceptible malgré le jeu des résolutions potentielles; les séquences qui pouvaient donner lieu à des rythmes sentis comme dactyliques sont évitées. Ces rythmes font partie d'un système d'effets de sens produits par la grammaire, la syntaxe, les particules, les jeux d'oppositions et de parallélismes, l'ordre des mots, etc. Ils prennent ainsi toujours sens en contexte (–u–u– n'ex-

prime pas, en soi, la solennité p. ex.). La quantité écrasante de matériau réunie par l'A., l'étude serrée des témoignages de Cicéron et Quintilien, et la rigueur des analyses convainquent que les séquences rythmiques sont centrales dans l'écriture de Plutarque et dans une partie de la prose impériale. C'est une avancée très importante, car les rythmes de la prose ont été très peu étudiés, particulièrement en grec, et sont peu mobilisés dans ce que l'auteur nomme «literary criticism» (10). À ce dernier égard, cependant, le cadre conceptuel est quelque peu inférieur à la richesse des analyses proposées. Recourant aux notions de forme et de style, l'A. propose certes que le rythme est intimement lié au sens, contre des positions qui rejettent son existence ou le traitent comme un ornement musical; mais il réduit immédiatement la nature de ce lien au fait que le rythme attire l'attention sur le sens («heightens the impact of the meaning», 43). Le détail des analyses proposées par l'A. indique, en fait, qu'il y a *complémentarité* plus que *subordination*. Le rythme ne souligne pas seulement un sens pré-existant mais contribue à construire le sens, en dessinant de *nouveaux* réseaux entre les éléments qui en sont constitutifs (au même titre que l'allitération et d'autres tropes). Leur analyse requiert une démarche proprement herméneutique. L'ouvrage dessine donc, jusque dans ses creux, de nouvelles directions de recherche: étendre le repérage et l'interprétation des rythmes à d'autres auteurs de prose rythmique et à d'autres époques, comprendre pourquoi c'est le rythme du créatique qui est favorisé par opposition aux autres, et tirer un plein parti du rythme de la prose dans l'herméneutique et l'édition des textes.

Xavier Gheerbrant, Chengdu

**Benedikt Krämer: Über das Unsagbare sprechen. Formen der Theologie in Plotins Enneaden.** Orbis Antiquus 55. Aschendorff, Münster 2020. X, 397 S.

This Münster doctoral dissertation discusses the theme of the ineffability of the first principle, the One, in Plotinus' philosophy in terms of what the author calls the three "forms" of "theology", i. e., the *via analogiae*, the *via negativa* and the *via eminentiae*. The discussion of Plotinus' works is preceded by chapters covering these three "forms" of theology in Middle Platonism, in Alkinoos, Maximus of Tyre and Apuleius. A preparatory chapter on Plotinus concerns the idea of the ineffability of God (i. e., the One) in Plotinus, what "theology" is in Plotinus, and Plotinus' thoughts on language, its types and functions. The following chapters discuss passages in Plotinus which are classed as concerning the *via analogiae* (IV.2), the *via negativa* (IV.3) and the *via eminentiae* (IV.4). A final chapter summarizes the results, providing answers to four questions: what type of statements about the One are used by Plotinus? What are their content and function? Is there a development in Plotinus' thought on this? Are the different forms of theology consistent with each other? The book includes a full bibliography and index of passages. Krämer, in his analysis, discusses problematic passages in Plotinus in depth as well as the interpretations of them offered by modern scholars and shows a careful and sound approach. He covers a very wide range of texts and themes, which includes, for example, Plotinus' use of metaphors and images, the question of the attribution of thinking to the One and the question of the presence in Plotinus of a "Lichtmetaphysik".

Plotinus himself never speaks of "theology" and does not thematize the three forms of it, as distinguished by Krämer. One might therefore fear that Medieval concepts and a scholastic mindset (already anticipated in Middle Platonism) are being projected back on the *Enneads*. Krämer admits the difficulty (see 102, 133), but his close and careful reading of the text helps to offset the artificiality of the approach. It is worth asking who speaks to

whom, about the One, where and why? Speaking (as distinct from knowing) must take place between souls in the world of *genesis*, as an oral expression of discursive thought, for the purpose of enlightening and leading up to a higher view. This speech can only concern what is accessible to souls in the world and in their experience, as expressive in some way of the One: it is both positive (about the effects of the One) and negative (the One is not its effects). This speech, both positive and negative (see 352), can concern different areas of experience and function on different levels of argumentation and persuasion.

*Dominic J. O'Meara, Fribourg*

*Stefan Rebenich/Hans-Ulrich Wiemer* (eds.): **A companion to Julian the Apostate**. Brill, Leiden 2020. X, 481 p.

Almost a decade after Baker-Brian and Tougher's comprehensive edited collection of studies on the emperor Julian, late antique scholars are fortunate to have a new edited volume that addresses a wide range of topics dealing with the philosophical, political and religious aspects of the life and works of the last pagan emperor. The present work begins with a chapter by the editors in which a comprehensive overview of Julianic studies is provided. Then, the second chapter focuses on the philosophical works of Julian, whilst chapters 3–10 offer a biographical overview of Julian's life from his days as Caesar to his cousin, the emperor Constantius II, until Julian's death in 363, during the campaign he launched against the Persian empire. Finally, chapters 11–13 take a different approach as they engage with how Julian was regarded by contemporary pagans and how his image has been remodelled over the centuries.

Previous reviews of this volume have already identified its weaknesses (lack of attention to Julian's life before he was appointed Caesar in 355, content overlaps between different chapters, absence of female contributors, an overcomplex bibliographical appendix) and its strengths (the adequate balance of descriptive and analytical chapters, the academic quality and thoroughness of all the contributions, its value as a key reference work both for beginners and veterans in the study of Julian's life, the emphasis on Julian's use of communication strategies). It is important, then, to ascertain what image of Julian emerges after reading Rebenich and Wiemer's volume.

Although the consensus is not absolute in the appraisal of certain episodes, it seems that among the contributors of the volume there is a common understanding of Julian as a figure whose actions and decisions as sole emperor (361–363) were primarily motivated by a need to legitimize his rulership after having devised a plot to be appointed emperor by his soldiers in Paris in 360. His status as usurper is unanimously interpreted in the volume as the main motive behind his political decisions and the channels that he chose to develop different communication strategies when he interacted with his subjects. Chapters 3–10, in which Julian's religious, philosophical and political tenets are examined, also share a view of the emperor as an unoriginal and conservative lawgiver and tactician. Contrary to the image transmitted by pro-Julianic sources, the authors of those chapters cast serious doubts on his real merits as politician, lawgiver and philosopher. These considerations are based on a number of other late antique sources that recurrently appear in the volume which were not written by Julian. The works by Ammianus Marcellinus, Libanius, Themistius, Gregory of Nazianzus, Socrates Scholasticus, etc. are explored in order to provide nuance and contextualize what Julian wrote about himself. At the same time, surveying these sources makes it clear why he became

such a polarizing figure, being the embodiment of anti-Christian values for some and the champion of humanistic causes for others.

As a whole, the volume must be greeted as a most welcome addition to the study of the emperor Julian, particularly when it comes to the analysis of his political and religious program and how it was articulated in a period of change.

*Alberto Quiroga Puertas, Granada*

**Nicolas D'Andrès: Socrate néoplatonicien. Une science de l'amour dans le commentaire de Proclus sur le Premier Alcibiade.** Textes et Traditions 31. Vrin, Paris 2020. 303 p.

Constitué de trois parties centrées sur la figure érotique, providentielle et démoniaque de Socrate, ce volume vise à fournir un aperçu général de la manière dont Proclus abordait le *Premier Alcibiade*. Ces trois parties, à leur tour, sont articulées en un grand nombre de chapitres et de sections: le premier chapitre introductif est consacré à l'interprétation générale de l'*Alcibiade* et à la dialectique; les chapitres II et III présentent respectivement et de manière systématique l'art érotique et la nature de l'amour (sur la base du commentaire au premier lemme); le chapitre IV vise à reconstruire l'image providentielle de Socrate (deuxième lemme); le chapitre V est consacré au démon de Socrate (troisième lemme); le chapitre VI porte enfin sur la figure d'Alcibiade (lemmes 4–7).

Dans la première partie l'A. examine les éléments de structure et d'interprétation du dialogue platonicien dans la tradition néoplatonicienne. En analysant l'entretien proprement dialectique, par questions et réponses, entre Socrate et Alcibiade, l'A. donne un aperçu de la fonction purificatrice de la dialectique dans le commentaire conservé de Proclus. Il veut, ainsi, mettre en évidence avant tout l'aspect d'une dialectique propédeutique, qui constitue l'élément le plus original du commentaire de Proclus sur le *Premier Alcibiade*. Il observe aussi comment, dans la lecture de Proclus, Socrate est capable de donner une forme à son discours pour l'adapter à l'interlocuteur. À cet égard, l'A. démontre correctement que, dans le commentaire lemmatique sur le prologue de l'*Alcibiade*, il y a des modèles analogiques des personnages plus développés encore que dans les prologues aux commentaires procliens sur le *Timée* et sur le *Parménide*. Il en déduit que les personnages de l'*Alcibiade*, pour le philosophe néoplatonicien, ne sont donc pas un simple ornement littéraire, mais ont une importance capitale, à la fois pour le modèle de l'érotique socratique et pour le but du dialogue qui est la connaissance de soi.

Dans la deuxième partie, consacrée à la reconstruction de l'image providentielle de Socrate, l'A. montre aussi bien comment le «souci» (ἐπιμέλεια) de Socrate a pour Proclus une connotation théologique: il imite d'une part la providence du Premier Principe, et, d'autre part, du démiurge. Cette partie du volume vise alors à retracer le caractère transcendant du souci socratique, ainsi que sa puissance démiurgique ordonnatrice, en traçant une distinction fondamentale entre la volonté du démiurge et la volonté socratique. À cet égard, dans la troisième partie, l'A. entend rechercher le mode spécifique de la providence des démons, pour mettre en évidence le caractère distinctif de l'imitation socratique des principes et du démiurge. Pour la solution de cette distinction, l'A. attribue un rôle décisif au troisième lemme du dialogue platonicien commenté par Proclus. Celui-ci permet de saisir aussi une distinction fondamentale entre la perspective philosophique que Proclus adopte dans ses *Decem dubitationes*, et celle qu'il fournit dans le commentaire sur le *Premier Alcibiade*. À partir de la lecture du troisième lemme, l'A. arrive donc à étudier dans le détail la signification profonde du terme δαιμόνιον selon Proclus: d'une

part en clarifiant le poids de l'expression «voix intérieure», de l'autre en analysant le caractère apotroptique du démon de Socrate. Cette dernière partie se termine par le placement de l'érotisme dans la relation scolastique néoplatonicienne entre le maître et l'élève. L'A. met en évidence comment cette relation est marquée, en effet, par la présence de trois expressions «naturelles», car elles définissent à leur tour la nature de l'élève et du maître: l'«être digne d'amour»; l'«engendrer un amour en retour»; «s'élever vers un seul et même dieu». Dans ces trois modes de la relation érotique entre maître et élève, un rôle fondamental est aussi joué par la rhétorique, que l'A. tente de retracer à plusieurs reprises au cours de son étude, afin de mettre en évidence la manière dont elle est intégrée par les Néoplatoniciens dans le parcours d'ascension de la chaîne de l'amour.

Construit sous la forme d'un chemin vers le transcendant, ce volume cherche donc à fournir une représentation aussi précise que possible de l'image de progression construite par Proclus à l'aide de la logique, de la rhétorique et de la théologie au cours de son commentaire sur le *Premier Alcibiade*.

Miriam Cutino, Paris

**Arnold Bärtschi: Titanen, Giganten und Riesen im antiken Epos. Eine literaturtheoretische Neuinterpretation.** Kalliope 17. Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2019. IX, 465 p.

This monograph is the first comprehensive study of giants in ancient epic. It contains four chapters, five reader-friendly appendices, a bibliography, and an *index locorum*. The introduction outlines the volume's main objectives and methodology (esp. intra- and intertextuality, narratology, hybridity, geopoetics), surveys the modern use of the terms "Giants" and "Titans" in different media, and traces their first occurrence in ancient literature back to the 3<sup>rd</sup> millennium BC. Arnold Bärtschi (B.) rightly highlights the key role of ancient epic in shaping the concept of giants as literary characters, in particular Hesiod's distinction between three groups whose main characteristics are their hybrid nature and hubristic opposition to the gods: Titans and Giants, i.e. the agents of Titanomachy and Gigantomachy, and a heterogeneous group of individually appearing giants, most notably Typhon. Two similes involving the latter (Hom. *Il.* 2,780–785; Q. S. 5,484–486) are exemplarily chosen by B. to illustrate the poetological potential of giants. Similarly, Chapter 2 efficiently demonstrates the diverse functions of the giants' hybrid nature by discussing the hybridity and polyphony of Hesiod's Typhon in the *Theogony* as well as Plato's and Aristotle's metaphoric use of giants and Lucian's reflections on literary hybridity and its aesthetic impact. Chapter 3 convincingly examines the topographic placement of giants in epic narratives from a geopoetic point of view in a diachronic study of archaic, Hellenistic, and imperial epic. The final chapter scrutinises the *Post-homeric*'s functionalisation of giants in similes and comparisons (esp. to characterise heroes of the older generation at key stages in their biography) in a complex network of intra- and intertextual allusions. Whereas the typos that remain are inconsequential, the omission of the study's conclusion, referenced as Chapter 5 in the introduction, is not. The inclusion of the Flavian *Argonautica* as the sole Latin epic by contrast is ineffective, as B.'s findings for Valerius Flaccus are not representative of Latin epic. Given his focus on Greek epic (Homer, Hesiod, Apollonius Rhodius, and esp. Quintus Smyrnaeus) and Typhon, the addition of Nonnus' *Dionysiaca* would, for instance, have been more fruitful for the discussion. This study nonetheless provides important new insights into the multi-

faceted narrative and metapoetic functions of giants in ancient epic, Quintus' similes and comparisons, and Hesiod's general influence on the *Posthomerica*.

*Simone Finkmann, Rostock*

*Almut Fries/Dimitrios Kanellakis* (eds.): **Ancient Greek comedy. Genre, texts, reception.** Trends in Classics Supplementary Volumes 101. De Gruyter, Berlin 2020.

This volume, a constructive mingling of young and eminent scholars' essays, is dedicated to Angus M. Bowie by his colleagues and students. Seventeen essays on Greek comedy are included, arranged in three sections: (1) Genre, (2) Texts and contexts, (3) Reception. A number of essays deserve particular attention. One such is I. M. Konstantakos' investigation (p. 7–27) of character types in Doric comedy and the analysis of its roots in Spartan mime, Megarian farce and the comic performances of Corinth. D. Kanellakis (p. 49–68) studied the functions of the category *para prosdokian* in Aristophanes dividing them into para-proverbial, paratragic, magnifying, satirical, celebratory/festive, and oxymoron. H.-G. Nesselrath's defence (p. 69–83) of the designation "middle comedy" contributes to a better understanding of the development of this dramatic genre, an argument that is of particular importance in the dispute with several contemporary scholars who have questioned the tripartite division of Attic comedy.

In the second part of the book, A. Migliara's contribution (p. 133–149) on the transformation of dramatic space and the use of the innate human tendency to follow others' gaze is sparkling. Applying a cognitive approach, Migliara argues that directing the spectators' gaze in the *Birds* aims at controlling their perception of the environmental space. This is used as a dramatic tool to bridge the gap between imaginary and perceptual experience. A. Markantonatos (p. 169–186) explores ritual allegories in Aristophanes' *Lysistrata*. He shows that comic reference to the Adonia festival not only highlighted contemporary political and social conflicts, but also reinforced the peaceful message of the play. A. D'Angour (p. 187–197) reconsiders the first agon (between Dionysus and the frogs) in the *Frogs* (vv. 209–268) and reads it from a musico-metrical perspective. He argues that the verses uttered by the frogs were composed to be sung by the twenty-four members of the comic chorus accompanied by an aulete, and that Dionysus asserts himself as the god of comedy in the moment of his victory over the aulete. It is at this point, having won the exchange with the frogs, seized their characteristic melodic croak and turned it into his own enunciated declamation, that he comes to control action on stage. E. Hall (p. 217–235) provides a thorough analysis demonstrating that Cario in Aristophanes' *Plutus* is "the cheekiest and the most dominant slave in all ancient Greek comedy" (p. 219).

From the last part (Reception), a contribution by O. Taplin and F. Favi (p. 253–264) is noteworthy. These authors reconsider the cultural border between Greeks and Iapygians, which must have been much more blurred than it has been supposed. Taking into account the comic scenes on the local vases as the earliest evidence for the spread of theatre from the Greek into the Italian world, Taplin argues that at least some of the non-Greek people of northern Apulia in the first third of the fourth century had seen Attic-style Greek comedies in live performance. The book, a warm and sincere gift to the teacher from a thankful audience, explores new questions and new approaches around much-discussed topics from the last decades, paving the way for future work.

*Anna A. Novokhatko, Thessaloniki/Freiburg i. Br.*

**Formes et fonctions des langues littéraires en Grèce ancienne. Neuf exposés suivis de discussions.** Volume édité par *Andreas Willi* avec la collaboration de *Pascale Derron*. Entretiens sur l'Antiquité Classique 65. Droz, Genève 2019. IX, 420 p.

Questo volume collettaneo degli *Entretiens*, dedicato alle lingue letterarie greche in relazione a diversi generi letterari, percorre generi poetici – includenti iscrizioni esametriche, lirica, tragedia ed epigramma – e ha il grande merito di dare eguale importanza alla prosa, che spazia da oratoria e storiografia alla prosa scientifica fino alla grammatica, con l'intento preminente di fornire una inedita *storia linguistica dei generi letterari della Grecia antica e di investigare in quale misura la nostra comprensione della letteratura del mondo greco possa essere arricchita quando, per una volta, si veda nei suoi linguaggi non soltanto un diffuso strumento di trasmissione, bensì un mezzo artisticamente manipolato per la creazione di significato* (così A. Willi nella prefazione, p. 2).

Il contributo di A. C. Cassio verte su casi di rielaborazione e riadattamento di materiale formulare omerico in esametri di età classica (la laminetta di Hipponion e l'epigramma di Xanthos) con il notevole risultato di mostrare in che misura il modello omerico di dizione, pur mantenendo un prestigio inattaccabile, fosse manipolabile a seconda delle esigenze (di particolare interesse il caso della giuntura  $\varphi\rho\acute{\epsilon}\nu\epsilon\varsigma \pi\epsilon\upsilon\kappa\acute{\alpha}\lambda\mu\alpha\iota$ , il cui riuso va ben al di là di una mera reminiscenza e coinvolge, come verrà fuori anche nel corso della discussione che segue al contributo – pp. 42–54 –, un contesto molto più ampio). A proposito della *Kunstsprache* lirica L. Prauscello esamina due casi esemplari di interazione tra registro dialettale epicorico e «panellenico», mostrando persuasivamente come due elementi considerati pressoché unanimemente come beotici in Pindaro ( $\tau\acute{\alpha}$  interrogativo e  $\alpha\iota\mu\alpha\kappa\omicron\upsilon\rho\iota\alpha\iota$ ) non siano in realtà tali, ma possano essere spiegati in altro modo. Il saggio di A. Willi si presenta come una innovativa messa a punto sulla lingua tragica, per la quale viene proposto il termine *Sprachraum* (giustificato in quanto non si tratti di un «zufälliges Mischmasch poetisierender Sonderbarkeiten», bensì di un «selbständiges, bei aller internen Variation in sich kohärentes System», p. 100): vengono passati in rassegna elementi morfosintattici caratterizzanti (come ad es. forme non attiche ma neppure interamente ioniche come  $\pi\rho\acute{\delta}\sigma\sigma\epsilon\iota\nu$  o  $\kappa\rho\acute{\epsilon}\iota\sigma\sigma\omega\nu$ , allo scopo di «metonimizzare», ovvero sottrarre all'attico le sue specificità dialettali tramite moderata ionizzazione; affine a questo è il fenomeno osservato per cui la tragedia evita associazioni incontrollate sia con l'epos sia con la tradizione giambo-elegiaca ionica, pp. 104–105); a livello sintattico vengono osservati fenomeni di nominalizzazione e determinazione (come ad es. costruzioni perifrastiche con participio predicativo e copula) ovvero, sul piano della morfologia derivazionale, la produttività di aggettivi o *nomina agentis* coniati *ad hoc* in sostituzione di semplici participi (ad es.  $\pi\omicron\rho\epsilon\upsilon\tau\acute{\eta}\varsigma \lambda\alpha\mu\pi\acute{\alpha}\varsigma$ , in luogo di  $\pi\omicron\rho\epsilon\upsilon\omicron\mu\acute{\epsilon}\nu\eta \lambda.$ ). A. Vatri svolge un'analisi quantitativa della variazione stilistica nell'oratoria attica, sulla scorta di due parametri (*spontaneità* rispetto a *pianificazione*; *coinvolgimento* rispetto a *distacco*), che si rivela preziosa ad es. per un confronto polarizzato tra Demostene e Isocrate, con Lisia ed Eschine tra i due poli, e fornisce conferma della distinzione aristotelica tra  $\lambda\acute{\epsilon}\xi\iota\varsigma \gamma\rho\alpha\phi\iota\kappa\acute{\eta}$  e  $\lambda\acute{\epsilon}\xi\iota\varsigma \acute{\alpha}\gamma\omega\nu\iota\sigma\tau\iota\kappa\acute{\eta}$ . Alla storiografia è dedicato il contributo di L. Huitink, il cui tentativo di riconoscere significative innovazioni nelle strategie narrative in Senofonte (in particolare nelle «scene d'arrivo») è strettamente vincolato da presupposti teorici (poggianti sulla distinzione tra «reflector mode» e «teller mode») e appare forse per questo – come emerge anche nella discussione (pp. 221–226) – come il più lontano dalla solida concezione linguistica e filologica cui è improntato il resto del volume. Lo spessore linguistico si ritrova nel pregevole saggio di F. Schironi sulle modalità di conio di

nuovi termini nei linguaggi tecnici afferenti tanto a scienze descrittive (come medicina e botanica) quanto a scienze deduttive (come la matematica), dove si rileva una predilezione per le metafore visuali e la tendenza da parte di quelle scienze a sottoporre a riuso tecnico materiale linguistico preesistente; importanti anche le considerazioni sulla reale «scientificità» della terminologia tecnica greca. S. D. Olson investiga dettagliatamente il linguaggio di alcune lettere di Alcifrone, argomentando come la loro fonte vada individuata nella tradizione dotta piuttosto che in quella letteraria. F. Dell’Oro pone l’attenzione su alcuni epigrammi di attestazione epigrafica e in particolare sul loro riuso di modelli epici. Chiude la raccolta il magistrale studio di O. Tribulato, che si concentra sull’interesse da parte della riflessione antica (da Platone a Eustazio) sui dialetti greci, incentrato sulla loro dimensione letteraria, le ivi connesse attitudini etiche e fisiologiche così come gli effetti psicagogici sui relativi pubblici, dimostrando tra l’altro come ognuno dei grandi gruppi dialettali sia già nell’antichità associabile a un autore modello (così Omero ed Erodoto per lo ionico, ad es. Alcmane per il dorico, ad es. Alceo per l’eolico).

Nel complesso una raccolta di studi che soddisfa e spesso supera ogni più ottimistica aspettativa di chi abbia da tempo auspicato una *storia linguistica dei generi letterari della Grecia antica*.

Andreas Bagordo, Freiburg i. Br.

**Antoine Viredaz: Fragmenta Saturnia heroica. Édition critique, traduction et commentaire des fragments de l’*Odyssee* latine de Livius Andronicus et de la *Guerre punique* de Cn. Naevius.** Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft 47. Schwabe, Basel 2020. 473 p.

In den letzten 20 Jahren hat das Interesse an der altlateinischen saturnischen Dichtung wieder stark zugenommen und zu verschiedenen Ausgaben von Livius Andronicus und Cn. Naevius geführt (Mariotti, Blänsdorf, Flores). Doch noch nie wurden die saturnischen Fragmente der beiden Dichter zusammen untersucht aus der Perspektive eines allein schon durch die Form als eigenständig bestimmten Corpus. Diese Lücke wird nun durch V(iredaz’) Studienausgabe geschlossen. Das Buch ist in drei Hauptteile gegliedert: Eine umfangreiche Einführung gibt zunächst Informationen zu den Autoren, ihren Werken und der Rezeptionsgeschichte (25–59), bevor eine detaillierte Diskussion zur sprachlichen Form des saturnischen Heroengedichtes folgt, das den Kommentarteil glücklich entlastet (61–91). Die kritische Ausgabe der Fragmente mit Kommentar stellt natürlich den Hauptteil der Studie dar (93–387). Man erfährt hier alles Wissenswerte zu älteren und jüngeren Vorgängerausgaben, zur allgemeinen Textkritik und zu den einschlägigen linguistischen Aspekten. Der dritte Teil umfasst unter der Überschrift «Annexes» neben den üblichen nützlichen Indices auch detaillierte Informationen zur Quellenlage (423–443: Autor des Zitats, Handschriften und Referenz Ausgaben). Ganz zu Beginn seiner Einführung stellt V. sogleich klar: Die exakte metrische Form des Saturniers ist und bleibt umstritten (§ 1b). Deshalb wird das Hauptaugenmerk (richtigerweise) auf die Problematik der Zugehörigkeit des Fragments zur saturnischen Dichtung und insbesondere auf die Verlässlichkeit des zitierten Textes gelegt. Dabei gilt es, v.s. gesunde Zurückhaltung bei der Textgestaltung zu unterstreichen: Grundsätzlich schiebt er jeder Spekulation den Riegel. Dadurch entsteht eine Fragmentedition, die man als erfrischend neutral wahrnimmt und auf der die weitere Forschung aufbauen kann. Manchmal führt es jedoch etwas (zu) weit: Es scheint dem Rez. mehr als unwahrscheinlich, dass L 20 und L 35 zwei voneinander unabhängige Verse darstellen könnten, wo doch dasselbe linguistische Phänomen –

die feminine Form von *puer* – von späten Grammatikern (Charisius und Priscian) diskutiert wird. Oder N 22, wo über die Athetese von *exercitus* als Glose gesprochen wird: Allein schon die rhythmische Form des Saturniers – auch wenn keine definitive Theorie vorliegt – spricht gegen die Beibehaltung des Wortes im Zitat. Ähnliches lässt sich auch zu N 54 sagen, das wohl besser unter die Rubrik 3 (Fragments ... attribués à tort à la *Guerre punique*, 372–386) gepasst hätte. Aber in Absenz einer klaren Saturniertheorie obsiegt V.s Zurückhaltung: «Mais aucun indice interne au texte ne permet de garantir l'une de ces interpretations, de sorte que je considère N54 comme un fragment d'œuvre incertaine» (Ende §467b). Darin und in der Vereinigung der heroischen Saturnierfragmente der beiden Dichter Livius Andronikos und Gnaeus Naevius liegt der grosse Gewinn, den V.s Ausgabe der *Fragmenta Saturnia heroica* darstellt.

Orlando Poltera, Fribourg

**Barnaby Taylor: *Lucretius and the language of nature*.** Oxford University Press, Oxford 2020. 240 p.

Ainsi Barnaby Taylor (T.) entre par la grande porte dans le petit monde des études lucrétienne et épicuriennes. Issu de sa thèse de doctorat, cet ouvrage ne se permet en effet aucun compromis sur la qualité des résultats qu'il nous présente. T. conjugue pertinence avec compétence, évoluant également dans le jardin de la linguistique grecque et latine, la philosophie hellénistique ou l'analyse littéraire intertextuelle. Il peut se projeter dans la pensée de l'auteur du *De rerum natura* (*DRN*) avec lucidité et aisance lorsqu'il cherche à révéler les rouages implicites et explicites qui motivent les choix lexicaux, syntactiques et stylistiques. Le poème de Lucrèce en ressort grandi et nous, heureux d'avoir été guidés aussi habilement dans ses méandres.

Le livre est composé d'une introduction, de six chapitres, d'une conclusion, d'une ample bibliographie et de deux index. Dans son introduction, T. explique sa thèse selon laquelle: «(...) an understanding of Lucretius' own linguistic theory will help illuminate the extraordinary linguistic creativity and diversity of *DRN*» (p. 1). L'analyse de cette théorie linguistique se décline en deux temps: d'abord l'analyse de la philosophie épicurienne du langage dans les chapitres 1 et 2, ensuite celle de l'utilisation de la langue dans le *DRN*, explorée au travers de quatre chapitres traitant métaphores (3), étymologies (4), hellénismes (5), et calques et mots composés (6).

T. parvient à défendre avec brio la compatibilité qui existe entre la créativité linguistique de Lucrèce et la théorie qu'il promeut. Il n'y a pas deux Lucrèce – l'un «poète romain» et l'autre «philosophe grec» – mais bien un seul. Car le naturalisme linguistique épicurien, en particulier la seconde étape de son développement, dite conventionnaliste, peut être vu comme un processus toujours actif chez Lucrèce. Celui-ci s'insère ainsi dans le rang des *συνειδότες* d'Épicure (cf. *Lettre à Hérodote* 76) pour qui la langue est encore plastique et productive. Grâce à une analyse quasi sérieuse de cette plasticité dans tout le *DRN* du chapitre 3 au chapitre 6, T. démontre de façon convaincante que l'innovation permise par la théorie épicurienne est au cœur de la langue lucrétienne qui en rend compte par là-même. Qu'on se rassure: l'accumulation d'exemples ne risque pas d'ennuier le lecteur car le style est fluide et l'analyse de qualité. Ils contribuent plutôt à démontrer que créativité poétique et pureté doctrinale peuvent se marier et qu'ils le font particulièrement productivement chez Lucrèce.

Seul bémol dans ce collier de perles, on déplorera la conclusion générale, dérisoirement brève pour clôturer un travail d'une telle richesse et d'une telle clarté. Précisons que

ce n'est pas tant une synthèse des résultats qui manque (les conclusions par chapitre peuvent en effet suffire) qu'une perspective globale sur le propos et ses possibles prolongements. Par exemple, après lecture de l'ouvrage, la conformité du style de Lucrèce à la théorie linguistique épicurienne semble dépasser celle d'Épictète lui-même. On se demande alors si cette application extraordinaire de la doctrine est à considérer comme une innovation rendue nécessaire (de la perspective de Lucrèce au moins) par l'adaptation au nouveau contexte, l'*egestas linguae* provoquant une sorte de nouvelle genèse linguistique. Ou devrait-on plutôt y voir l'exercice d'un fondamentaliste qui teste la théorie en laquelle il croit?

Destiné à éveiller des vocations tant il est fertile, le premier livre de T. ne saura pas demeurer longtemps sur son étagère. On y reviendra souvent pétrir la langue de Lucrèce en sa compagnie, comprendre le projet profondément pratique de la philosophie épicurienne et se plonger dans une lecture aussi informative que plaisante.

Solmeng-Jonas Hirschi, Fribourg

**Gerhard Binder: P. Vergilius Maro, Aeneis. Ein Kommentar.** Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium 104–106. Wissenschaftlicher Verlag Trier, Trier 2019.

Bd. 1: **Einleitung, Zentrale Themen, Literatur, Indices.** 430 S.

Bd. 2: **Kommentar zu Aeneis 1–6.** 648 S.

Bd. 3: **Kommentar zu Aeneis 7–12.** 682 S.

Having made many contributions to the study of Vergil over the years, Gerhard Binder has now produced a massive three-volume commentary on the *Aeneid*. Volume 1 runs to 430 pages, volume 2 to 648 pages, volume 3 to 682 pages. There can be little doubt that German-speaking readers will be using this work with profit for many years to come. One can only hope that it will find a wider audience beyond Germany, Austria, and Switzerland. Nothing quite like it exists in any other modern language. It will be extremely useful for students of the *Aeneid* at all levels, and professional scholars will also profit from it. It is not a traditional commentary. The first volume, entitled “Einleitung, Zentrale Themen, Literatur, Indices”, is the fruit of detailed study of many decades of Vergilian scholarship, and Binder has put together very full and lucid summaries of what scholars have had to say about such standard epic features as dreams, speeches, similes, the divine, and so on. But he also provides much more, and so we also get sections on early editions and reception, style and metre, the “Two Voices” approach, and even a list of all the *aitia* in the poem. Each of the most important characters receives individual attention, and many key words and related terms (e.g. *furor*, *labor*, *pietas*, *saevus*) are also discussed. The volume as a whole adds up to a study of all the main features of the poem, if in highly fragmented form. But the *Inhaltsübersicht* is extremely detailed, so it is easy to find what one is looking for. Rich with all this abundant knowledge, the reader can then turn to the two volumes of *Kommentar* proper, with volume two dedicated to books 1–6 and volume three to books 7–12. But even here we are not dealing with a traditional commentary, and it takes a little bit of time to get used to Binder's method. The poem is broken up into sections of around 20 to 40 lines, each one numbered sequentially starting from V-001. Thus, book 1 is divided up into V-001 to 029; book seven becomes V-208 to 248. Then, the discussion of each section is divided up into four parts, A, B, C, D. Under A we get discussion of language and style; under B mythology, geography, religion, *Realien*, etc; under C interpretation, with reference back to the various sections of the first volume; under D we get the relevant bibliography. To show how this works in practice,

let's say you are reading the scene describing Aeneas' dream vision of Hector at *Aeneid* 2.268–297. This is identified as V-041, and under the A part of the commentary we are told, among much else, that *divum* in line 269 is an archaic genitive, with a reference to Z-55. This means that you have to go back to the first volume, where you will find that this is the section devoted to language and metre. In the B part of the commentary three words are picked out, *bigae*, *vittas*, *adyta*, because they are technical or religious terms. You will also get a reference to Vesta, V-012. This means that you have to flick back to page 40 where you find out that V-012 equals book 1.254–296, Jupiter's speech to Venus, in which Vesta is named. In the C section of the commentary you will find the literary interpretation, discussing, for example, the function of this dream in context. And finally in the D section of the commentary you get a detailed list of relevant bibliography, starting with the commentaries of Austin and Horsfall (no Casali); also Wissowa and Latte on Vesta, and Walde on dreams, and so on. At first this is all a little cumbersome, and it involves frequent flicking back to volume 1, which all readers will have to keep open on the desk as they work through volumes 2 and 3. For example, on a single page of volume 2 chosen at random (186), one is sent back in quick succession to Z-55, Z-04, Z-56 and Z-57 and also to V-037B, which is the B section of the commentary on *Aeneid* 2.152–198. But one quickly gets one's eye in, and while Binder goes over a lot of basic material for students, there will be few who will not learn something. These three volumes are clearly the result of many years of work on the *Aeneid*, and Professor Binder deserves the thanks and admiration of all readers of Vergil's epic.

Damien P. Nelis, Geneva

**Craig Kallendorf: *Printing Virgil. The transformation of the classics in the Renaissance.*** Medieval and Renaissance Authors and Texts 23. Brill, Leiden/Boston 2020. VIII, 193 p.

La liste de monographies que Craig Kallendorf (K.) a consacrées à la réception de Virgile s'enrichit d'une précieuse synthèse sur le rôle que l'imprimerie a joué dans la diffusion de ses œuvres à la Renaissance. Cet ouvrage se situe à l'intersection de ses recensements bibliographiques et de ses recherches sur les aspects interprétatifs et matériels de la réception. S'appuyant sur la méthode développée dans le cadre du *Sonderforschungsbereich* «Transformationen der Antike» de la DFG, qui conçoit la réception comme un processus complexe ayant pour effets conjoints de modifier la sphère de réception (ici la culture de la Renaissance) et de «construire» la sphère de référence (la culture de l'Antiquité), K. se donne pour objectif d'établir précisément, par rapport à quatorze types qui relèvent d'opérations d'inclusion (appropriation, etc.), d'exclusion (focalisation, etc.) ou de recombinaison (hybridation, etc.), comment l'imprimerie a fonctionné en tant qu'agent dans la transformation des œuvres de Virgile. Parce qu'elle n'est pas directement pertinente pour le processus de transformation ainsi envisagé, la question de la relation que le texte latin imprimé dans chaque édition entretient respectivement avec les manuscrits et avec les éditions antérieures est laissée de côté.

Le premier des chapitres principaux (16–53) a pour objet les commentaires. Les réflexions de K. sur la délimitation de ce genre incluent un plaidoyer en faveur d'une définition assez large pour accueillir p. ex. la forme dialoguée que C. Landino donne à sa lecture allégorique de l'*Énéide* dans les *Disputationes Camaldulenses* et même les diagrammes de J. T. Freig. K. offre une liste complète des commentaires triée par nombre de rééditions, puis il analyse en détail les plus amplement diffusés, attirant l'attention

p. ex. sur la fortune ambivalente de celui de P. Melanchthon (extraordinairement populaire en raison de son utilité pour l'enseignement de la rhétorique mais souvent publié de manière anonyme à cause de l'appartenance confessionnelle de son auteur), et il s'arrête également sur certaines tentatives qui n'ont guère connu de succès commercial, comme celles de S. Regoli et de B. Maranta (dont l'approche centrée sur la poétique est à contrecourant de la prédilection contemporaine pour la rhétorique).

Le chapitre suivant, qui est le plus long (54–113), porte sur les traductions. L'approche adoptée est essentiellement celle de l'histoire du livre, de sorte que les propriétés intrinsèques des traductions ne sont guère discutées. K. évalue la popularité respective de chaque ouvrage en se basant sur le nombre de ses rééditions, s'intéresse au milieu social et aux réseaux des traducteurs, analyse certains paratextes, examine la typographie, la mise en page et l'illustration ainsi que les notes de possession et annotations manuscrites (révélant entre autres que, par leur forme, les traductions italiennes s'éloignent progressivement des éditions du texte latin tandis que les françaises tendent au contraire à s'en rapprocher). K. se penche aussi sur la situation exceptionnelle de traductrices comme Hélisenne de Crenne et Marie de Guernay dans une culture où seuls les garçons apprenaient le latin dans les écoles.

Tout au long de l'ouvrage, K. revient sur des points déjà traités dans ses travaux antérieurs sur les aspects interprétatifs et matériels de la réception virgilienne, mais il les aborde ici dans une perspective d'une largeur inédite grâce aux acquis de ses labours bibliographiques, et il renouvelle ses analyses précédentes par une application systématique de la « méthodologie de la transformation ». Au sein des deux chapitres consacrés à l'établissement de la liste canonique des œuvres virgiliennes (114–135) et aux mesures de censure appliquées à leurs contenus (136–162), cet apport est bien visible p. ex. dans les discussions sur les *Carmina Priapea* et sur le commentaire du réformé J. Willich.

Dans sa conclusion, K. passe en revue certaines des situations pour lesquelles les divers types de transformation définis dans l'introduction s'avèrent particulièrement pertinents. Ses dernières pages invitent notamment à prendre en compte les aspects matériels des supports par lesquels les textes antiques ont été transmis; à cet égard, K. déplore à juste titre que les projets de numérisation des imprimés anciens privilégient souvent les exemplaires dépourvus d'annotations manuscrites.

La monographie de K. constituera désormais le point de départ obligé de toute analyse des éditions et traductions virgiliennes de la Renaissance. On peut en outre espérer que cette étude de cas exemplaire par sa rigueur méthodologique inspirera des travaux comparables portant sur d'autres auteurs classiques.

Valéry Berlincourt, Genève

**Seminari Lucanei I. In memoria di Emanuele Narducci.** A cura di Paolo Esposito. Testi e Studi di Cultura Classica 80. ETS, Pisa 2020. 236 p.

Les dix contributions que réunit ce volume sont les actes d'une rencontre tenue à Fisciano, en septembre 2018 dans le cadre des « Seminari lucanei », organisés en la mémoire d'Emanuele Narducci. C'est dans la lignée des recherches du grand lucanien que se situent plusieurs de ces contributions; elles approfondissent ou discutent des idées de ce chercheur qui ont fait date dans les études lucaniennes. En italien ou en anglais, ces articles, avec la bibliographie qui accompagne chacun, donnent un bon aperçu des perspectives actuelles de la recherche sur l'épopée de Lucain. Quatre grandes thématiques se dessinent.

Les trois premiers articles forment un panel virgilien. Avec une approche originale fondée sur l'étude de plusieurs passages, M. Kersten réfléchit à ce que les protagonistes et destinataires de l'épopée de Lucain pouvaient deviner pour les premiers, comprendre pour les seconds, des *Géorgiques* de Virgile. En cherchant à replacer Lucain dans la lignée de Virgile et d'Ovide, S. Poletti reprend quant à lui la célèbre théorie de Narducci sur la «providence cruelle», dont il retrace les antécédents dans la pensée et la littérature romaines. Se concentrant sur l'idéologie et les répétitions dans la *Pharsale*, L. Pontiggia referme ce premier groupe de contributions par une réflexion stimulante sur la structure du poème de Lucain, notamment celle des chants VII et VIII, à la lumière de l'*Énéide*. Dans ses «notes critiques sur Lucain», qui sont un modèle méthodologique de critique textuelle, F. Barrière relit ensuite quatre passages du chant I, pour discuter la pertinence de conjectures anciennes adoptées par G. Luck dans son édition de 2009. La troisième partie de l'ouvrage regroupe deux contributions qui traitent de la relation intertextuelle entre Lucain et César: G. A. M. Ranzani s'intéresse aux passages césariens qui ont influencé le traitement de la campagne de Curion en Afrique au chant IV de la *Pharsale*, tandis que M. Heinemann montre de manière convaincante que la mutinerie des Césariens au chant V de l'épopée est inspirée de celle de Vesontio (Caes., *Gall.* 1,39–41). Les quatre dernières contributions concernent la réception du poème, à l'époque classique d'abord, dans l'*Hercule sur l'Oeta* pour celle de G. Celotto, puis à l'époque médiévale avec l'*Alexandreis* de Gautier de Châtillon pour celle de V. D'Urso. Pour l'époque humaniste, B. Facchini examine la réception différente du Pompée de Lucain dans les œuvres de Pétrarque et de Boccace; A. Mancini traite de la scoliastique lucanienne dans son étude de la postérité du commentaire de Benvenuto d'Imola aux XIV<sup>e</sup> et XV<sup>e</sup> siècles.

Bénédicte E. Chachuat, Toulouse

**Scribonii Largi Compositiones.** Edidit, in linguam italicam uertit, commentatus est Sergio Sconocchia. Corpus Medicorum Latinorum II 1. De Gruyter, Berlin 2020. 695 p.

En 1983, Sergio Sconocchia publiait chez Teubner une édition des *Compositiones* de Scribonius Largus qui marquait une avancée décisive dans notre connaissance de ce texte. En effet, les éditions précédentes, notamment celle de Helmreich (Teubner 1887), reposaient en l'absence de manuscrits sur l'édition princeps de Ruelle (Paris 1528) dont le manuscrit sur lequel elle se fondait avait depuis disparu.

Mais, en 1974, Sconocchia découvrait le Toletanus 98,12. Ce manuscrit, unique à ce jour, mettait en évidence les faiblesses de l'édition Ruelle et devenait le fondement de toute nouvelle édition, dont celle que Sconocchia procurait en 1983. Cette dernière a été considérée depuis lors comme la référence ainsi qu'en témoignent l'édition de Jouanna-Bouchet (CUF 2016) qui apporte peu de modifications notables au texte de Sconocchia, ainsi que l'ouvrage de L. Mantovanelli, *Scribonio Largo, Ricette mediche*, Padova 2012, qui déclare reprendre sans modification le texte de Sconocchia.

À part quelques corrections et conjectures issues des travaux menés depuis lors par Sconocchia et par d'autres savants comme Fischer, Lausdei ou encore Capitani, le texte de cette seconde édition offre peu de grandes nouveautés. Il ne pouvait en être autrement vu la qualité de la première édition à laquelle, par ailleurs, sont ajoutés de nombreux passages parallèles particulièrement éclairants.

Une préface de près de 70 pages, rédigée dans un latin particulièrement élégant, fait le point sur la vie et l'œuvre de Scribonius, porte un regard critique sur les éditions précédentes et expose en détail la tradition manuscrite, Toletanus et tradition indirecte, en

particulier les excerpta de Marcellus. Il en ressort un *stemma* renouvelé par rapport à celui de 1983.

La traduction en italien, remarquable dans sa précision et sa pertinence, prouve si besoin était qu'une traduction de qualité ne peut naître que d'une longue et intime familiarité avec l'œuvre. Texte et traduction sont suivis d'un monumental commentaire de près de 300 pages impressionnant par sa richesse. Il aborde l'ensemble des questions que soulève le texte, mais conformément à la vocation de l'auteur qui est avant tout un philologue, il traite essentiellement de problèmes textuels, comparant le lexique avec celui d'autres textes médicaux latins mais également grecs, en particulier Galien, discutant et justifiant ses choix par rapport aux éditeurs précédents. Mais il ne néglige pas pour autant la perspective historique en situant les recettes de Scribonius dans l'ensemble de la tradition pharmacologique et médicale antique et en précisant sa position doctrinale.

Cet ouvrage comprend encore une très riche bibliographie, deux *index rerum* et *nominum*, à quoi s'ajoute une présentation de la *materia medica* qui offre sur près de 120 pages un véritable trésor d'informations sur l'identification des substances entrant dans les *Compositiones* et sur leurs vertus, non seulement celles que leur attribuait le monde antique mais aussi celles que leur reconnaît aujourd'hui la pharmacologie et la médecine modernes.

Cet ouvrage est un modèle de finesse philologique et une somme d'érudition. Il présente le résultat d'une vie entière de recherches et de réflexions consacrées aux *Compositiones* de Scribonius. Il constitue désormais un trésor dans lequel puiseront avec profit aussi bien les philologues que les historiens travaillant dans le domaine de la médecine antique.

Philippe Mudry, Lausanne

**Amadeo Alessandro Raschieri: *Lettura degli autori e insegnamento retorico. Ricerche intorno a Quintiliano e alla retorica antica.*** Aracne, Canterano 2020. 216 p.

Les actes du colloque international *Les Progymnasmata en pratique, de l'Antiquité à nos jours = Practicing the progymnasmata from Ancient times to present days* (Rue d'Ulm, Paris 2020), publiés par Pierre Chiron et Benoît Sans, ont récemment montré l'ampleur du renouveau actuel de la pédagogie rhétorique en Europe. Deux monographies viennent confirmer le dynamisme des recherches sur l'enseignement de la rhétorique antique et sur Quintilien en particulier: la synthèse de Francesca R. Nocchi, *Quintiliano. Modelli pedagogici e pratiche didattiche* (Scholè, Brescia 2020) et cette étude d'Amadeo A. Raschieri. En accordant une large place à la paraphrase de l'*Institution oratoire*, nourrie par des mises en perspective approfondies et une bibliographie récente exhaustive, cette monographie offre une synthèse utile et précise sur la théorisation et les pratiques de lecture chez Quintilien et dans la rhétorique latine. Pour aborder ce sujet, qui n'occupe explicitement que les chapitres III et IV, l'auteur présente d'abord dans un premier chapitre le projet de formation rhétorique développé par Quintilien. Le deuxième chapitre s'intéresse à la théorisation de la beauté dans la rhétorique antique, dont l'évolution est retracée depuis la rhétorique grecque jusqu'à la rhétorique latine. Le troisième chapitre vient éclairer l'articulation entre le projet de formation au discours de Quintilien et des pratiques de lecture spécifiquement rhétoriques. L'auteur rappelle utilement que la critique littéraire et le travail de sélection et de hiérarchisation d'un canon d'auteurs sont ici principalement orientés vers une didactique de l'écriture et de la performance oratoire. Le canon de Quintilien est alors non seulement situé dans la pratique savante, d'origine

alexandrine, d'organisation des savoirs littéraires, d'évaluation et de hiérarchisation des textes et des auteurs, mais également mise en perspective avec les exercices scolaires de réécriture, comme la traduction ou la paraphrase. Pour finir, le quatrième chapitre fournit une lecture serrée et éclairante de la revue des auteurs du livre X de l'*Institution oratoire*. L'auteur y insiste notamment sur le statut digressif de ce long passage et le met en relation avec les développements suivants de Quintilien sur l'ἔξις et sa traduction latine par *facilitas*, concepts analysés en détail dans la rhétorique et la philosophie grecques et chez Cicéron, Sénèque, Pline le Jeune, Tacite et Suétone.

*Benjamin Sevestre-Giraud, Aix-Marseille*

**Anna Maria Urso: Liber Geneciae ad Soteris obsetrix. Introduzione, edizione critica, traduzione e commento.** Medica Graecolatina. Andavira, Santiago de Compostela 2018. 192 p.

Les quatre livres du *Περὶ γυναικείων παθῶν* de Soranos d'Éphèse (I<sup>er</sup>–II<sup>e</sup> s.) constituent l'une des sommes majeures sur la gynécologie, l'obstétrique et la puériculture antiques. L'intérêt que la pensée singulière du médecin méthodique d'Éphèse a suscité durant l'Antiquité tardive a produit diverses traductions latines marquées par d'importantes réélaborations; outre les *Gynaecia* de Célius Aurélien (édités par M. F. Drabkin et I. E. Drabkin, Baltimore 1951) et la *Sorani Gynaeciorum uetus translatio Latina de Mustio* (éditée par V. Rose, Leipzig 1882), on compte le traité *Ad Soteris obsetrix* que l'ouvrage de A. M. Urso rend désormais accessible à un lecteur moderne. Une connaissance approfondie et nuancée des contextes historique, culturel, doctrinal et littéraire dans lesquels les textes médicaux ont été produits permet à A. M. Urso de retracer dans l'introduction (p. 13–49) la genèse du *Ad Soteris obsetrix* et de détailler avec perspicacité les similitudes avec Mustio, mais aussi les divergences, et en particulier certains ajouts au modèle soranéen qui en font l'originalité. À l'instar de leur modèle, les deux traductions latines ont une visée didactique: elles adoptent la forme catéchistique de l'ἑρωταπόκρισις – le titre du chapitre constituant une question, le corps du chapitre y répondant. Toutefois, alors que Mustio affirme dans sa brève préface s'adresser à de futures *medicae* ignorant le grec, auxquelles il propose de fournir un manuel en latin constitué de 141 *quaestiones/responsiones* de nature aussi bien théorique que pratique, le *Ad Soteris obsetrix* s'en distingue par la récurrence de termes grecs ou de calques et n'intègre, dans un dialogue fictif entre une sage-femme nommée Soteris et Soranos d'Éphèse, que 60 *quaestiones/responsiones* sur l'obstétrique et sur des sujets exclusivement pratiques, ce qui présuppose que le public visé n'était pas le même. L'introduction se poursuit par la présentation de la tradition directe (*L* et deux *descripti* ainsi que *V*) et indirecte (Pseudo-Théodore Priscien) ainsi que par des remarques méthodologiques de grand intérêt. L'édition critique (p. 54–95) témoigne d'une rigueur philologique remarquable. Elle fait désormais figure d'édition de référence même après l'édition de Rose (1882) qui, s'il a découvert le traité dans *L* et repéré des problèmes de structure dans le texte transmis, n'a proposé que de trop rares conjectures pourtant indispensables. La traduction, la première à ce jour, est aussi fidèle qu'élégante. Le commentaire fourni (p. 102–192) prend la forme de notes *ad loc.*: discussion des leçons des manuscrits, justification des conjectures, mise en évidence de certains faits de langue (termes techniques, vulgarismes), des réélaborations de la matière soranéenne en comparaison avec celles de Mustio, des indices d'un modèle commun (*Cateperotina*?) ... Une liste des 60 *tituli* intégrée à la table des matières et un index des passages cités auraient constitué des compléments utiles à ce volume qui permet à

l'auteur du traité *Ad Soteris obsetrix* de figurer en bonne place aux côtés de Soranos, son illustre modèle.

Brigitte Maire, Lausanne

**Agostino: La provvidenza.** Testo, traduzione e commento a cura di *Elisa Dal Chiele*. Testi e Manuali per l'Insegnamento Universitario del Latino 150. Pàtron, Bologna 2020. 288 p. Questo è un libro rilevante. Si tratta del primo studio monografico dedicato al *Sermo de providentia dei* di Agostino, uno scritto di cui fino alla metà degli anni Novanta non erano conosciute trattazioni specifiche nel *corpus* dell'Ipponate ma solo digressioni – pur frequenti – dai dialoghi giovanili al *De ciuitate dei* transitando per il vertice esegetico del *De Genesi ad litteram*. Nel 1995 è stato merito di François Dolbeau aver curato l'*editio princeps* di questo che Agostino stesso nella lettera 231 indicava come *Liber de providentia dei*, fino ad allora perduto e riportato alla luce in un manoscritto mantovano risalente alla fine del XI o all'inizio del XII secolo (oltre a un florilegio anonimo medievale, risulta che la tradizione indiretta ci restituisce solo l'attuale § 8 e parte del § 10 negli *Excerpta ex operibus S. Augustini* di Eugippio, compilati tra il 500 e il 530 – una delle prime antologizzazioni delle pagine agostiniane).

Il volume si apre (p. 11–43) con una lucida introduzione, che illustra i caratteri di fondo dell'opera di Agostino: *inter alia*, vengono fornite note sulla tradizione manoscritta, sul titolo, sulla difficile cronologia (verisimilmente, su base stilistica e lessicale, sarà da avanzarsi una datazione tarda, non anteriore al 412), sulle argomentazioni e sulla struttura; segnatamente, l'A. si sofferma in modo opportuno sulla natura omiletica dello scritto (con le difficoltà sottese a tale presa di posizione) e sul genio oscillante dal punto di vista del genere letterario tra l'opuscolo teologico e il *patchwork* di pregressi materiali, anche omiletici.

Le p. 48–67 contengono il testo latino (con apparato critico disposto su due fasce: la prima per i *loci biblici* citati, la seconda per le varianti e gli interventi di Dolbeau rispetto alle lezioni del codice unico) e, a fronte, la traduzione italiana. L'operetta di Agostino modula variamente il tema dell'ordine del mondo, che grida l'impossibilità che tutto sia casuale (cfr. lo *hapax* costituito dalla locuzione *uox ordinis*, ampiamente esaminata alle p. 131–132); l'ordine del mondo – già centrale nella filosofia antica, in ispecie stoica – viene approfondito da Agostino in chiave cristiana: in via anagogica, il creato tesse le lodi del Creatore e più propriamente (§ 11), sotto il rispetto cristologico, rende ragione dell'*umiliazione* di Dio che in Gesù è entrato nella Storia e ha preso carne umana (*Phil.* II,6–8). La *cura* di Dio per il mondo che ha creato si riflette nella bellezza delle cose naturali e, al massimo grado, nell'uomo, che di Dio creatore è immagine.

Segue un dettagliato commento continuo (p. 69–259), nel quale si distinguono positivamente tre caratteri: l'attenzione per il riscontro linguistico; l'invenzione delle tracce di oralità/auralità presenti nello stile di scrittura; l'impiego di *iuncturae* non di rado senza frequenti attestazioni nell'*usus scribendi* agostiniano. Se ne ricavano osservazioni di grande momento circa il rapporto fluido e dinamico che lega e slega il dettato del Nostro rispetto al latino cristiano in generale e al latino degli autori profani.

Chiudono il libro le pagine dedicate alla bibliografia (p. 261–278) e al prezioso indice analitico (p. 279–288), il quale si distingue sia perché molto agile (ad esempio, presentando la specificazione dell'ambito semantico nel caso delle voci con maggiori occorrenze) sia perché comprensivo anche delle voci greche.

Tiziano F. Ottobrini, L'Aquila

**Maria Luisa Fele: Le fonti dei Romana di Iordanes. I: Dalle origini del mondo ad Augusto (Rom. 1–257).** Nuova Biblioteca di Cultura Romanobarbarica 1. Sismel Edizioni del Galluzzo, Firenze 2020. XXXV, 313 S.

Jordanes (J.) ist vor allem für seine *Getica* bekannt, die von historischer und philologischer Seite immer wieder intensive Aufmerksamkeit erhalten haben. J.' *Romana* (*Rom.*), ein Kompendium der römischen Geschichte von der Schöpfung bis zu Kaiser Justinian, haben in der Forschung hingegen deutlich geringeres Interesse geweckt. Dies ist darauf zurückzuführen, dass die in diesem Werk verwendeten und oft ausführlich im Wortlaut zitierten Quellen (Florus, Festus, Hieronymus u. a. m.) fast alle erhalten sind und somit aus den *Rom.* häufig kein informativer Mehrwert zu gewinnen ist. Der kompulatorische Charakter des Werks wurde in der älteren Forschung zudem oft als Mangel an Originalität kritisiert. Maria Luisa Fele (F.) kann dieses Bild mit ihrer ausführlichen Studie nun aber – «almeno in parte» (S. I) – revidieren und aufzeigen, dass die *Rom.* trotzdem mehr als nur die Summe ihrer Teile sind.

Nach einer knappen, aber fundierten Einleitung zu Autor und Werk wird in sorgfältiger philologischer Detailarbeit J.' Umgang mit seinen Quellen systematisch herausgearbeitet, indem *Rom.* 12–257 (von Ninus bis zu Augustus) Abschnitt für Abschnitt mit dem jeweils zugrundeliegenden Quellentext verglichen werden. Diese schrittweisen Analysen scheinen den früheren Kritikern gelegentlich recht zu geben: Gerade beim Vergleich mit jenen Passagen, in welchen J. Florus gefolgt ist (*Rom.* 87–211), beschränken sich die Unterschiede tatsächlich meist auf kleinere Überlieferungsfehler und einzelne Wortumstellungen. Hingegen kann F. insbesondere bei den auf Festus basierenden Kapiteln (*Rom.* 212–240) aufzeigen, dass sich J. zwar in Bezug auf die historischen Fakten eng an seine Vorlage anlehnt, den Stoff aber nach seinem eigenen Erzählschema gänzlich neu anordnet.

Das Verdienst von F.s Studie zu den *Rom.* besteht also darin, dass sie sich nicht auf traditionelle Quellenforschung beschränkt, sondern überdies untersucht, mit welchen sprachlichen und narrativen Eingriffen J. seine Vorlagen zu einem neuen Ganzen zusammengefügt hat. Indem F. Elemente linguistischer und historiographischer Eigenständigkeit in den *Rom.* minutiös herausarbeitet, kann sie zeigen, dass J. ein klares Programm vor Augen hatte und seine Quellen je nachdem, wie gut sie zu seinem Gesamtkonzept passten, stärker oder schwächer modifizierte und ergänzte.

F.s Untersuchung zu J. wird damit – gerade auch im Verbund mit der jüngst erschienenen englischen Erstübersetzung der *Rom.* (Liverpool University Press 2020) – einen wichtigen Beitrag zur Neubewertung und gründlicheren Erforschung dieses spätantiken Geschichtswerks leisten.

Andreas Ammann, München

**Stephen Mitchell/†David French: The Greek and Latin inscriptions of Ankara (Ancyra).** Vol. II: **Late Roman, Byzantine and other texts.** Vestigia 72. Beck, München 2019. VIII, 347 p.

Ce volume est le second tome du corpus consacré aux inscriptions d'Ancyre (l'actuelle Ankara), siège du gouverneur de la province romaine de Galatie. Alors que le premier tome, paru en 2012, avait réuni l'ensemble de la documentation épigraphique datant des trois premiers siècles de notre ère (des *addenda* et *corrigenda* ainsi que la prosopographie externe des ressortissants d'Ancyre figurent à la fin du volume ici présenté), cette deuxième livraison rassemble les inscriptions tardo-antiques et byzantines, depuis la fin

du III<sup>e</sup> s. jusqu'au X<sup>e</sup> s. (près de 200 numéros dont environ 140 inédits). Malgré l'importance stratégique de la ville, située sur la route entre Constantinople et Antioche, et les visites impériales dont elle fit l'objet, on ne conserve – contrairement à Éphèse – pratiquement pas de documents sur l'administration romaine et sur les institutions civiques à l'époque tardive. On relève néanmoins un intéressant dossier d'inscriptions relatives à la construction des remparts sous Gallien dans le contexte des attaques gothiques et à leur extension au IX<sup>e</sup> s. sous l'empereur Michel III ainsi que deux imposantes dédicaces édilitaires datant du V<sup>e</sup> s. (n<sup>os</sup> 334–335). À l'inverse d'autres sites, le matériel d'Ancyre ne permet pas d'étudier la coexistence des cultes païens, qui n'apparaissent pas dans l'épigraphie après le III<sup>e</sup> s., et du culte chrétien durant l'Antiquité tardive. Les plus anciennes inscriptions chrétiennes, des épitaphes, datent de la seconde moitié du III<sup>e</sup> s. (n<sup>os</sup> 68, 350–353). Près de 150 épitaphes, entre la fin du V<sup>e</sup> et le VI<sup>e</sup> s., permettent, en revanche, d'étudier la société d'Ancyre au cours de cette période (on notera la disparition de l'anthroponymie celtique) et de reconstituer la hiérarchie du clergé local. On note enfin un document exceptionnel: trois longs textes, consistant en des exhortations à la piété à partir d'exemples et de prophéties de l'Ancien Testament et assimilant Ancyre à Jérusalem, étaient probablement affichés sur les murs d'une église au VI<sup>e</sup> s. (n<sup>os</sup> 347–349). Très soigneusement édité et richement commenté par le meilleur spécialiste de l'Anatolie romaine et tardo-antique, précédé d'un bref historique sur la ville d'Ancyre aux époques considérées qui met à profit les sources littéraires chrétiennes, ce volume est une contribution majeure à notre connaissance du christianisme en Asie Mineure entre le IV<sup>e</sup> et le VI<sup>e</sup> s.

Cédric Brélaz, Fribourg

*Francisco Aura Jorro/Alberto Bernabé/Eugenio R. Luján [et al.]*: **Diccionario griego-español**. Anejo VII: **Suplemento al diccionario micénico (DMic.Supl.)**. Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Madrid 2020. 422 p.

Dès sa publication, achevée en 1993, le *Diccionario micénico (DMic.)* a rendu d'immenses services à la mycénologie, mais aussi à chaque helléniste que les documents du 2<sup>e</sup> millénaire av. J.-C. intéressait. Depuis lors, toutefois, de nombreuses découvertes ont eu lieu: *TITHEMY* (J.-L. Melena et J.-P. Olivier, Salamanque, 1991) n'avait pu être pris en compte que dans le second volume du *DMic.*; par la suite, les *Tablettes de la Odos Pelopidou* (V. L. Aravantinos, L. Godart et A. Sacconi, Rome, 2004) ont considérablement augmenté le volume des textes connus de Thèbes; et de nouveaux documents continuent d'apparaître ponctuellement. En outre, la réédition de plusieurs corpus (Knossos en 2019, Pylos en cours ...) a apporté son lot de lectures améliorées, de jonctions de tablettes, de nouvelles interprétations. Il est donc devenu nécessaire d'actualiser le *DMic.* Ce *Suplemento (Supl.)* pare au plus pressé en rassemblant ceux des articles que les derniers progrès des études mycéniennes imposaient le plus urgemment de modifier. Ils sont classés, comme dans le *DMic.*, dans l'ordre alphabétique de la translittération, les syllabogrammes non identifiés occupant la fin du classement. Une utile bibliographie actualisée (p. 17–30) les précède. Les interventions entreprises sont de trois types: les additions, les altérations et les suppressions. Une partie des additions concerne des termes absents du *DMic.*, apparus dans des documents nouvellement découverts ou résultant de nouvelles lectures de textes connus. Une autre partie est constituée d'articles dévolus à deux catégories initialement négligées par le *DMic.*: les syllabogrammes à fonction logographique – p. ex. *DI (\*07)*, abréviation acrophonique d'un produit inconnu – et les monogrammes, comme

p. ex. *AREPA* (\*133), signe désignant un liquide. Mais la majeure partie du *Supl.* est consacrée à la modification d'articles déjà existants: ajouts d'attestations apparues au gré de nouvelles découvertes, corrections ponctuelles de diverses indications présentes dans la rédaction originelle. Enfin, les suppressions consistent en l'élimination d'articles dont les lemmes se sont révélés inexistant par suite d'une meilleure lecture dans les éditions récentes. Ces ajouts et corrections offrent une mise à jour que l'on peut accueillir avec reconnaissance, en attendant une refonte intégrale du *DMic.*, annoncée dans l'introduction du *Supl.* (p. 11).

Antoine Viredaz, Lausanne

**Introducción al griego micénico. Gramática, selección de textos y glosario.** 2.<sup>a</sup> edición, corregida y aumentada [por] *Alberto Bernabé y Eugenio R. Luján*. Monografías de Filología Griega 30. Prensas de la Universidad de Zaragoza, Zaragoza 2020. 465 p.

Ce manuel est la réédition d'un ouvrage paru en 2006, dont l'objectif était d'offrir un outil aux hellénistes souhaitant s'initier au grec du 2<sup>e</sup> millénaire av. J.-C. Sa refonte répond à la même nécessité que celle qui a présidé à la récente publication du *Suplemento al diccionario micénico* (Madrid 2020). Il s'agit, ici aussi, d'intégrer les dernières avancées scientifiques qu'ont permises la parution de nouveaux corpus et de grandes synthèses sur la langue et la culture mycénienne (notamment *A Companion to Linear B*, Louvain-la-Neuve 2008–2014; *Manuale di epigrafia micenea*, Padova 2019). D'une édition à l'autre, A. Bernabé et E. R. Luján ont apporté de nombreuses petites modifications au contenu de leur manuel: ajouts de références bibliographiques, compléments aux discussions de détails, corrections diverses, etc. Mais dans l'ensemble, la seconde conserve tant la structure que les grandes qualités de la première.

La structure, d'abord. Elle s'articule en huit chapitres suivis d'une bibliographie non exhaustive, mais très fournie (p. 445–465): une introduction consacrée à la situation historico-linguistique du mycénien, à l'histoire de la mycénologie, à la nature des documents connus et aux instruments de travail disponibles pour les étudier (ch. I); une description du linéaire B exposant les conventions de transcription de ses signes, son orthographe et ses liens avec les autres écritures de l'espace égéen (ch. II); une étude de la phonétique mycénienne centrée sur les différences entre celle-ci et le grec du 1<sup>er</sup> millénaire (ch. III); un chapitre de morphologie détaillant les principales caractéristiques des flexions nominale, pronominale et verbale (ch. IV); un aperçu syntaxique (ch. V); une discussion dialectologique (ch. VI); une anthologie de textes accompagnée d'un glossaire (ch. VII–VIII).

Les qualités, ensuite. On saluera, au ch. I, l'utile revue de littérature (p. 52–56) présentant quelques outils importants pour l'étude du mycénien, dont les ouvrages les plus récents et des bases de données en libre accès. Au ch. II, l'exposé des règles orthographiques du linéaire B (p. 75–98) est remarquable de clarté et de précision. Enfin, le chapitre syntaxique, forcément limité par l'extrême concision des documents mycéniens, contient une comparaison très suggestive avec l'utilisation contemporaine de listes (p. 285–290). On s'étonnera seulement de la relative brièveté du ch. VI (seulement 6 p.); des thématiques importantes comme la distinction entre mycénien «spécial» et «normal» et la parenté avec l'arcado-chypriote s'en trouvent traitées de manière beaucoup plus succincte que le reste des sujets abordés.

L'anthologie du ch. VII rassemble une abondante sélection de textes mycéniens, classés par thème plutôt que par site de découverte. Ces documents sont présentés en

transcription seule, soit sans dessin ni photographie du document, mais aussi sans interprétation ni traduction. Ils sont en revanche accompagnés par le glossaire du ch. VIII, qui contient une analyse morphosyntaxique et une traduction de la plupart des formes figurant dans l'anthologie. Ce dispositif constitue sans doute le principal mérite pédagogique de ce manuel. Il permet aux hellénistes débutant dans l'étude du mycénien de se familiariser avec la lecture des tablettes sans leur en donner immédiatement la clé, laissée néanmoins à portée de main.

En conclusion, on dispose désormais, grâce à ce livre, d'un manuel parfaitement à jour et d'une grande utilité pour l'étude individuelle ou l'enseignement du grec mycénien. Rédigé dans un espagnol accessible et fort clair, il profitera même à qui ne possède qu'une connaissance sommaire de cette langue.

Antoine Viredaz, Lausanne

*Martti Leiwo/Marja Vierros/Sonja Dahlgren* (eds.): **Papers on ancient Greek linguistics. Proceedings of the ninth International Colloquium on ancient Greek Linguistics (ICAGL 9), 30 August – 1 September 2018.** Commentationes Humanarum Litterarum 139. Societas Scientiarum Fennica, Helsinki 2020. 578 p.

Réunissant 26 contributions de chercheurs associés à des universités européennes (sauf un), ce volume témoigne de la riche variété des approches contemporaines dans la recherche linguistique du grec ancien. Rédigés en anglais à deux exceptions près, les travaux sont classés en quatre parties thématiques. La première contient les études qui abordent différents phénomènes de contact du grec avec d'autres langues indo-européennes: adaptation des mots grecs en arménien (D. Kölligan p. 133–152); l'accusatif de relation en grec, qui serait une innovation syntaxique d'origine anatolienne (P. Dardano, p. 1–29); les adverbies grecs du type φαίνινδα, qui auraient une origine lydienne (F. Dedè, p. 31–41); les relations entre le grec et le néo-phrygien dans deux épitaphes bilingues de l'époque romaine (E. Nuria Merisio; p. 157–175). Deux contributions analysent les contacts du grec avec des langues sémitiques: les prétendus emprunts grecs en hébreu postbiblique (Chr. Katsikadeli et V. Slepoy, p. 111–132); les expressions και ἐγένετο et ἐγένετο dé en tête de phrase dans le Nouveau Testament (L. Tronci, p. 177–204). Deux travaux s'occupent de la relation du grec avec les langues indigènes d'Égypte: le premier analyse le grec de trois lettres d'époque hellénistique envoyées par des Égyptiens (T. Evans, p. 43–62) et le deuxième examine les prédicats formés d'un verbe avec préposition dans des papyrus égyptiens bilingues (copte et grec) (V. Fendel, p. 63–97). Un travail intégré dans cette première section (même s'il n'a aucun rapport avec les contacts linguistiques) aborde la reconstruction linguistique de ποταμός et le théonyme Τηθύς, qui seraient des dérivés du verbe \**kueth*<sub>2</sub>- «écumer», «bouillonner» (R. Ginevra, p. 99–110). La deuxième partie du volume (analyse du discours) présente deux études sur les particules chez Thucydide: δὴ (R. J. Allan, p. 207–234) et γάρ (R. Martínez, p. 259–270). Sont aussi examinées les marques linguistiques permettant d'exprimer l'accord entre interlocuteurs dans les dialogues de Platon (F. Lambert, p. 235–258), et les codifications linguistiques de la politesse et de l'impolitesse, ainsi que leur distribution selon le personnage dans les scènes des suppliants chez Euripide (S. Rodríguez Piedrabuena, p. 271–298). La troisième section contient des travaux sur la morphologie et la syntaxe: l'usage du duel dans les *Travaux* et la *Théogonie* d'Hésiode (S. Agliardi, p. 301–321); l'origine du *nominativus pro vocativo* à partir de l'analyse des exclamations en grec (Aristophane) et en latin (Plaute et Térence) (G. Bucci, p. 323–336); les différences entre les impératifs athématiques 2e sg. κλύθθι et 2e

pl. κλύτε vis-à-vis des formes à réduplication 2e sg. κέκλυθι et 2e pl. κέκλυτε chez Homère (L. Melazzo, p. 337–351); les verbes à préverbe μετα-, analysés du point de vue sémantique et fonctionnel (A. R. Revuelta Puigdollers, p. 353–381); quelques constructions particulières introduites par ὥστε (E. Ruiz Yamuza, p. 383–402); le sens originel des déverbatifs en -τις/-σις et les restrictions sémantiques dans leur dérivation à partir des exemples homériques et hérodoteens (J. de la Villa, p. 403–414). La dernière partie (modalité, sémantique et pragmatique) contient trois travaux qui abordent, à partir des perspectives différentes, l'usage des formes sans augment chez Homère (A. Bartolotta et D. Kölligan, p. 417–445; F. De Decker, p. 447–477; S. Rodeghiero p. 509–528). Deux contributions analysent la sémantique et la syntaxe de l'optatif chez Homère (R. Taylor, p. 529–544; A. Lillo, p. 479–493). Enfin, d'autres questions sont aussi étudiées: les aspects pragmatiques des constructions avec παραδίωμι et κατατίθημι/παρατίθημι dans les *defixiones* (M. Zinzi, p. 545–566) et la position relative des arguments par rapport au verbe dans les vers du drame attique (A. Pardal Padín, p. 495–507). Clotent le volume trois index qui cataloguent les passages des différents corpus (inscriptions, papyrus, textes littéraires), les mots des diverses langues et les notions abordées. Même si certaines hypothèses avancées par les contributeurs sont plus vraisemblables que les autres et emportent davantage la conviction, tous les travaux, à quelques exceptions près, présentent clairement les données, les arguments et les conclusions. Les responsables de l'édition ont livré une publication soignée.

Alcorac Alonso Déniz, Lyon

Pierangelo Buongiorno (ed.): *Senatus consultum ultimum e stato di eccezione. Fenomeni in prospettiva*. Acta Senatus 8. Steiner, Stuttgart 2020. 195 S.

Sieben italienische Forscher und Forscherinnen haben sich zusammengesetzt, um die Notstandsmassnahmen der späten römischen Republik, insbesondere das *senatus consultum ultimum* (SCU) und die *hostis*-Erklärung, einer umfassenden Betrachtung zu unterziehen.

Weitausgreifend behandelt Roberto Scvola die Forschungsgeschichte (11–66) und arbeitet die möglichen unterschiedlichen Wertungen des SCU heraus, von rechtlicher Irrelevanz und Verfassungswidrigkeit bis hin zu einer fortschreitenden Konstitutionalisierung, wozu er selbst in modifizierter Form neigt (34–47). Wenn er dann neue Gesichtspunkte bei Michel Foucault und Giorgio Agamben sucht, so bleibt der Ertrag für die antike Problematik bei ihm so vage wie in den gleichlaufenden Versuchen von Ulrico Agnati (109–146) und Piero Marino (147–160), wo sich noch Carl Schmitt hinzugesellt.

Wichtig dagegen ist der Verweis auf Rousseau, der das Dilemma Ciceros im Dezember 63 bereits klar erkannt hat: der Senat konnte den Konsul von der Beachtung der *lex Sempronia de capite civis* nicht entbinden (Agnati, 118–129). Notstandsmassnahmen blieben immer Ermessenssache und letztlich eine Machtfrage. Deshalb ist auch der beliebte Rekurs auf Ulpian: *Nemo plus iuris in alium transferre potest quam ipse habet* (D. 50,17,54) eine fragwürdige Übertragung aus dem Privatrecht in den gänzlich anderen Bereich des Staatsnotstands.

Aufschlussreich ist der Verweis auf den von Günther Jakobs geprägten Begriff des «Feindstrafrechts» (Varvaro, 96–101), der Ciceros Theorie vom «Vonselbstverlust» des Bürgerrechts bei «Staatsfeinden» genau entspricht, auch darin, dass ihre Akzeptanz damals so begrenzt geblieben ist wie die des «Feindstrafrechts» unter deutschen Strafrechtlern.

Dass Val. Max. 3,2,17 ein SCU im Jahre 133 hinreichend bezeugt, wird von Scvola (26; s. aber 31) und vor allem von Chiara Carsana (67–75) angenommen, von Maria

Teresa Schettino (177) dagegen bezweifelt, die mit Recht darauf hinweist, dass der Konsul Scaevola schwerlich einen Senatsbeschluss herbeigeführt hat, dem er nicht Folge leisten wollte. Bislang allgemein unbeachtet ist dabei geblieben, dass nicht nur Plutarchs Bericht von der Senatssitzung (TG 19,2 ff.) ein Senatskonsult ausschliesst, sondern dass er abschliessend – dabei wohl die Polemik des Gaius Gracchus übernehmend – ausdrücklich feststellt, Tiberius Gracchus sei «ohne Gerichtsverfahren und Senatsbeschluss» umgebracht worden (Agid. et Cleom. cum Gracchis comp. 5,5).

Der Band bietet einen nützlichen Überblick über die lebhaft diskutierte Diskussion des römischen Notstandsrechts in den letzten Jahrzehnten, insbesondere in Italien.

*Jürgen von Ungern-Sternberg, Basel*

**Die Staatsverträge des Altertums.** Vierter Band: **Die Verträge der griechisch-römischen Welt von ca. 200 v. Chr. bis zum Beginn der Kaiserzeit.** Bearbeitet von R. Malcolm Errington. Beck, München 2020. XXI, 663 S.

In grossem zeitlichem Abstand zu den bereits als Standardwerken bewährten Bänden II und III der antiken Staatsverträge (1969/1975) liegt nunmehr der vierte Band der Sammlung vor. Er umfasst die Verträge aus den beiden letzten Jahrhunderten der römischen Republik. In zweifacher Hinsicht sind die leitenden Grundsätze ergänzt bzw. modernisiert worden. Zum einen sind sämtliche bezeugte Verträge aufgenommen worden, selbst wenn nur die Tatsache ohne irgendeine Bestimmung überliefert ist – und dies auch darin grosszügig, dass nicht durchweg zwei Staaten die Vertragspartner waren (z. B. Nr. 801) oder die Verhandlungen erfolglos blieben (z. B. Nr. 711, 808). Zum anderen werden sämtliche griechische und lateinische Texte auch in Übersetzung gegeben, dies als Zugeständnis an die schwindende sprachliche Kompetenz vieler Benutzer.

Schon der jetzt mögliche Gesamtüberblick über die bekannten Verträge ist in vielfacher Hinsicht aufschlussreich. So stehen den insgesamt 186 Verträgen aus dem 2. Jahrhundert nur 30 aus dem 1. Jahrhundert gegenüber, wobei hier fast ausschliesslich Rom auch einer der Vertragspartner ist. Es wird somit deutlich, in welchem Ausmass durch die römische Übermacht die noch im 2. Jahrhundert vorhandene Eigenständigkeit der zahllosen griechischen Staaten verschwunden oder zumindest ausgehöhlt worden ist. Bezeichnend ist auch das Verschwinden von Friedensverträgen Roms nach dem Dritten Makedonischen Krieg, die den Gegner als selbständigen Partner respektierten. Nur unter besonderen Umständen kam es zu dem Frieden Sullas mit Mithridates VI. (Nr. 791) und dem des Antonius mit Antiochos von Kommagene (Nr. 813).

Gewiss wird sich die Zahl von Verträgen durch Neufunde weiter vermehren, wie etwa 2005 durch den ausführlichen Text eines Vertrags Roms mit Lykien aus dem Jahre 46 v. Chr. (Nr. 809). Für die Staatenwelt der beiden letzten vorchristlichen Jahrhunderte hat Errington aber ein mustergültiges Arbeitsinstrument geschaffen mit der Vorlage sämtlicher Zeugnisse zu den einzelnen Verträgen und einem knapp formulierten Kommentar, der stets die unterschiedlichen Positionen der Forschung vermittelt und zu ihnen abgewogen und klar Stellung nimmt.

*Jürgen von Ungern-Sternberg, Basel*

*Csaba A. Lada: Ethnic terminology in Hellenistic and early Roman Egypt. New sources and new perspectives of research.* Tyche Supplement 13. Holzhausen, Wien 2019. 114 p.

Das schmale, übersichtlich angeordnete Beiheft zur althistorischen Zeitschrift *Tyche* versteht sich als *update* zum Handbuch des Verf., *Foreign ethnics in Hellenistic Egypt* (Prosopographia Ptolemaica X, Leuven 2002). Erfasst sind grundsätzlich die seither bekannt gewordenen Ethnika griechischer und demotischer Sprache aus Ägypten der hellenistischen Zeit bis zur Regierung des Augustus, wobei neben gelegentlichen Zeugnissen aus literarischen und magischen Papyri die dokumentarischen — wie Einwohner- und Steuerregister sowie Verträge — erwartungsgemäss den Hauptteil der Textträger ausmachen. Aufdatiert wird die Erstpublikation auch im reichlich angewachsenen bibliographischen Bereich (2000–2017), der nicht selten einen Zusatz zu früheren Einträgen veranlasst oder nach deren Korrektur verlangt.

Bestandteil des Korpus sind «ethnic terms that refer to specific individuals originating from specific ethnic groups, countries, regions and cities outside Egypt», betreffen also Leute aus der Oikumene, die sich in Ägypten niedergelassen haben. Aufschlussreich für den Literaturwissenschaftler und den Historikern ein Fingerzeig ist, dass die rund siebenzig aufgeführten «dokumentarischen» griechischen Ethnika ein gleichlautendes Gegenstück in den *Ethnika* des Stephanos von Byzanz haben, obwohl der Lexikograph ausschliesslich aus literarischen Quellen schöpfte.

Lesenswert auch für den allgemeineren Leser ist die Einleitung, bes. der Abschnitt III/IV (S. 6–14), der einen Blick in die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte öffnet. Offenbar erfuhren gewisse Ethnika eine semantische Erweiterung. So konnte sich z. B. auch ein Nicht-Grieche die Bezeichnung Ἑλληνας zulegen, wenn er als Arzt oder Lehrer tätig war. Mit anderen Worten: die ethnische Zugehörigkeitsbezeichnung wird zum Etikett für den Berufsstand. Ein anderes Beispiel für gewandelte Bedeutung ist Πέρσης τῆς ἐπιγονῆς. Ursprünglich gebraucht, um Einwanderung aus dem Perserreich zu bezeichnen, dann auf die Nachkommen vererbt (wie man heutzutage oft im erweiterten Sinn von «Secundo» spricht), mutiert die ethnische Bezeichnung zu einer Fiktion und wird ab spätptolemäischer Zeit zu einer Formel der Rechtssprache («legal fiction»), wie sie in Vertragsdokumenten zu finden ist. In diesem Zusammenhang macht der Verf. auch auf einen persönlichen Freiraum in privatrechtlichen Dokumenten aufmerksam, «a subjective use of ethnics». Das dichte Netz und die lange Tradition unabhängiger πόλεις in der griechischen Oikumene dürften erklären, weshalb in den meisten Fällen ein Zugezogener bei Angabe des Heimatortes (πατρίς) auf seiner angestammten Bürgerbezeichnung, sei es als Ἀθηναῖος oder Ἀργεῖος oder Κνίδιος usw., bestanden hatte.

Die «foreign ethnics» für eine Immigrationsgeschichte des ptolemäischen und augusteischen Ägypten auszuwerten, ist in der Tat eine interessante Forschungsperspektive.

Margarethe Billerbeck, Fribourg

**Les associations culturelles en Grèce et en Asie Mineure aux époques hellénistique et impériale. Compositions sociales, fonctions et manifestations identitaires (époques hellénistique et romaine).** Sous la direction de *Julien Demaille* et *Guy Labarre*. Presses Universitaires de Franche-Comté, Besançon 2021. 203 p.

Cet ouvrage contient huit contributions, précédées par une courte introduction au titre programmatique: «Pour une histoire sociale, politique et culturelle des associations cultu-

elles». Il s'inscrit dans un courant historiographique en plein essor qui considère les transformations sociales, politiques, religieuses qui affectent «le cadre vivant et dynamique» (p. 9) des cités des époques hellénistique et impériale en interrogeant, dans leurs multiples dimensions, les réseaux d'entités emboîtées qui les composent, et, plus spécifiquement, le développement des associations et groupes religieux. Une des originalités de cette étude, outre son attention à la diachronie et aux variations régionales, tient à son «ambition de proposer un changement d'échelle» (p. 12), en dépassant «le cadre infra-civique» pour «porter l'analyse au niveau supra-civique par l'étude d'associations culturelles de type *koinon* régional» (p. 12) et de leurs enjeux identitaires.

Le volume rassemble une belle moisson d'études de cas, de bilans et de synthèses documentant tant le faciès social des membres et évergètes des associations (J. Demaille, É. Pignet ou S. Maillot, à propos d'une association dite des Phrygiens dont le nom revêt un sens plus statutaire qu'ethnique), les enjeux de compétition entre membres intégrés dans une communauté culturelle et revendiquant une identité partagée (G. Frija, à propos du *koinon* des Ioniens à l'époque impériale), que la construction sur le plan imaginaire, par référence littéraire et culturelle, d'une dimension supra-régionale, au prix toutefois d'une mise à distance discursive de particularités rituelles locales irréductibles (A.-F. Jaccottet), l'imitation revendiquée d'un modèle passé et prestigieux (les ménades thébaines pour les associations dionysiaques) ne préjugant en rien du statut, de l'organisation et, éventuellement, de certains rituels qui suivent des «modèles contemporains» (D. Rizakis).

Signalons les importantes remarques méthodologiques d'A.-F. Jaccottet questionnant les modalités d'approche des phénomènes d'appartenance, la pertinence d'une corrélation entre phénomène associatif et «diffusion d'un modèle de culture politique et d'un mode de pensée sous-tendus par une expression sociale homogénéisée» (p. 18), les biais possibles de la notion de réseau. W. Pillot (à propos du *koinon* d'Athéna Ilias) s'interroge sur les limites d'une historiographie trop focalisée sur «l'ethnicity» (p. 161) et sur la plasticité de la notion de *koinon*. Certaines considérations sur le ménadisme (D. Rizakis) et certains choix de traduction (θηρησκευταί par «fidèles», par exemple) mériteraient une discussion approfondie.

*Dominique Jaillard, Genève*

**Les philosophes et les mystères dans l'empire romain.** Sous la direction de *Francesco Massa* et *Nicole Belayche*. Religions, Comparatisme, Histoire, Anthropologie 11. Presses Universitaires de Liège, Liège 2021. 250 p.

Francesco Massa et Nicole Belayche exposent dans l'introduction du volume que la thématique traitée tire son origine du constat que, depuis une date ancienne, de nombreux textes philosophiques antiques sont imprégnés d'expressions et de concepts provenant des cultes à mystères; ces expressions et ces concepts ont en fait été maintes fois réélaborés tout au long des réflexions menées par les philosophes: ainsi *τελετή*, terme caractéristique du rituel d'initiation, désigne souvent chez les philosophes toute forme d'expérience de la divinité. De même, la révélation d'une connaissance, inhérente aux mystères religieux, se retrouve dans les écrits philosophiques sous des aspects variés. Le présent ouvrage, qui envisage à la fois les discours et les pratiques mystériques, s'intègre dans les investigations menées par deux programmes de recherche, l'un localisé à l'Université de Genève et intitulé «Des mystères grecs et romains aux mystères chrétiens?», l'autre basé à

Paris et intitulé «Les cultes à mystères (μυστήρια, τελεταί, ὄργια) et leurs acteurs spécialisés».

Le livre aborde quant à lui trois questions principales. La première est celle de l'impact de l'historiographie dans l'appréciation des rapports entre cultes à mystères et philosophie. Pierre Vesperini, «Philosophie et cultes à mystères: d'une historiographie l'autre», s'interroge sur ce qu'est vraiment un culte à mystères et examine à cet effet un grand nombre de sources, puis analyse les démarches heuristiques que révèle la bibliographie des XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles. Concernant l'époque actuelle, il considère qu'il y a, étant donné l'optique des chercheurs contemporains, une nette ligne de démarcation entre philosophes et historiens des religions antiques. Fabienne Jourdan, «Numénios et les traditions «orientales»: essai sur l'accord perçu entre elles et Platon (fr. 10 F = 1 dP)», étudie le premier fragment du dialogue *Sur le Bien*, le plus connu des écrits de Numénios d'Apamée: le fragment concerné dit que, selon Pythagore et en accord avec Platon, il convient de faire état des rites et des doctrines des peuples de bonne réputation; ces peuples sont surtout orientaux, ce qui permet de supposer que Platon jugeait favorablement les religions orientales. Helmut Seng, «Σίγ' ἔχε, μύστα (OC 132): zur Theurgie in den *Chaldaeischen Orakeln*», examine un certain nombre de passages de ces *Oracles* où des pratiques rituelles ont pour objectif la guérison de l'âme, ce qui est caractéristique des mystères. Il s'attache notamment à l'examen des effets de ces pratiques rituelles et des problèmes liés à leur perturbation. Pierre Vesperini, «Philosophie et cultes à mystères: concurrences et confluences», trouve, sur le terrain pragmatique, des confluences entre les cultes à mystères et les écoles philosophiques, notamment par le fait que «les uns et les autres partagent un même projet, l'imitation des dieux, c'est-à-dire la félicité qui anticipe (...) le devenir-dieu après» (p. 129). Mais il observe aussi qu'il existait par ailleurs une concurrence entre les écoles philosophiques.

La deuxième question traitée est celle des pratiques rituelles pouvant révéler l'influence de réflexions philosophiques. Daniela Bonanno, «Némésis mystérique: L'arrière-plan philosophique de l'*Hymne orphique* 61 et sa réception», décele dans cet hymne adressé aux puissances de la justice des influences philosophiques diverses, en particulier platoniciennes. Dominique Jaillard, «Le philosophe ne doit pas être le prêtre d'une seule cité ... Il doit être universellement l'hérophante du monde entier (Marinus, *Proclus ou sur le bonheur*, 19)», serre de près, en se référant à l'ensemble des données contextuelles et historiques, la signification exacte de cette phrase. Dans une troisième étape, Philippe Hoffmann, «Le néoplatonisme tardif et les mystères: quelques jalons», fait le point sur l'état à cette époque du phénomène de la «mystérisation» des savoirs philosophiques.

Malgré l'aspect un peu disparate d'une approche par analyses très diversifiées et très spécialisées, l'enquête est une contribution réelle, par la réflexion qu'elle comporte et les données qu'elle fournit, à la question complexe des rapports entre la philosophie et les cultes à mystères. Le volume s'achève sur des notices concernant chaque contributeur, une ample bibliographie, un index des sources et un index général.

Gérard Freyburger, Strasbourg

**Martina Savio: Screditare per valorizzare. Giovanni Tzetze, le sue fonti, i committenti e la concorrenza.** Pleiadi 24. Edizioni di Storia e Letteratura, Roma 2020. XI, 195 p.

Articolato in cinque capitoli, il presente studio si segnala per il merito di considerare l'opera di Giovanni Tzetze da un punto di vista molto circoscritto e singolare, illustrando

cioè la tendenza a screditare l'opera altrui come un dispositivo messo in atto dall'erudito bizantino per valorizzare i suoi propri scritti.

L'A. sostiene con ricchezza di esempi che Tzetze esprime giudizi negativi contro molti autori antichi e contro i colleghi non già (o non solo) per una questione caratteriale o per un gusto letterario verso l'invettiva, bensì per la più profonda ragione di autopromozione: Tzetze era, infatti, in competizione con altri commentatori e doveva promuovere la propria qualità di esegeta per accreditarsi e avere cattedra e studenti. In questa chiave interpretativa l'A. esamina il contesto socio-culturale di Tzetze, considerandone il magistero esegetico sui classici greci come un aspetto integrato nell'interno del tentativo dei Comneni (e della loro classe dirigente) di affermarsi non solo quali Romani e Cristiani ma anche e soprattutto quali eredi degli Ἑλληνες. Entro tale cornice, forte doveva essere la competizione per ingraziarsi l'opinione dei notabili e ottenere i ruoli di insegnamento più prestigiosi, segnatamente presso la Scuola Patriarcale e l'Accademia Imperiale – scranni da cui Tzetze fu peraltro sempre lontano. Lo scrittore bizantino viene così recuperato nel suo indefesso sforzo di autopromuoversi, esercitando un'azione di marketing didattico e culturale che doveva tanto ottemperare alle necessità della vita quanto al prestigio personale.

Gli esiti di tale presa di posizione saranno netti: Tzetze accuserà di non aver bene inteso le pagine degli antichi sia autorità come Proclo (tacciato di perdersi tra le sfere celesti, invece di cogliere il vero senso di Esiodo) sia autori come Eraclito e Demò, che pure condividevano con lui il comune metodo allegorico in ambito omerico, sia l'allora noto Palefato, dalle cui tesi evemeristiche in materia mitologica Tzetze pur si distingueva pochissimo. L'A. bene mette in luce l'ironia amara che spesso punteggia lo stile di Tzetze (come nell'apostrofare con σοφός i suoi referenti e in molti sostantivi composti di conio aristofaneo), fino a cogliere finemente l'esagerazione con cui Tzetze arriva a presentarsi come superiore anche agli stessi autori antichi.

L'autocelebrazione che Tzetze inscena trova il suo culmine e la sua espressione emblematica nell'episodio di Fidia, in cui *prima facie* parrebbe invece fare un gesto oblativo a favore del fratello Isacco: come ricorda l'A. (p. 83–86), Tzetze attribuisce a Isacco il *Commento* all'*Alessandra* di Licofrone, in apparenza in contrasto con la dinamica di promozione di sé fin qui tratteggiata; Tzetze diceva di muoversi come fece Fidia che, in atto di dilezione verso l'allievo Agoracrito – a lui caro ma artisticamente inetto –, scolpi un'opera firmandola non con nome Fidia ma con nome Agoracrito. Pertanto Tzetze, anche in questo caso, è tutt'altro che generoso verso altri ma è primariamente interessato a elevare la sua figura sul piano di Fidia e a magnificare i propri scritti.

Nella scelta degli autori da commentare, Tzetze trascoglieva quelli che o per intrinseca ricchezza e secolare tradizione interpretativa (come Omero) o per un'ingenita difficoltà (Licofrone) necessitavano effettivamente di un apparato ipomnemato; Tzetze era ben consapevole di approntare in poche righe al suo lettore quello che avrebbe richiesto lunghi tempi di studio e di faticosa ricerca; nel fare questo e nello sviluppare un'intensa attività schedografica, Tzetze ottenne non solo di chiarire il senso dei singoli passi oggetto di indagine ma, soprattutto, di salvare una quantità di riferimenti, citazioni, luoghi etc. che sarebbero andati altrimenti perduti. Un merito, questo, che Tzetze anacronisticamente non poteva sapere ma che non avrebbe esitato ad attribuirsi.

Il volume si chiude con un apparato bibliografico (p. 163–175) e l'indice dei passi citati, l'indice generale e dei termini greci ragguardevoli e, infine, l'indice dei manoscritti (p. 177–195).

Tiziano F. Ottobrini, *L'Aquila*

**Leonardo Pisano detto il Fibonacci: Liber abaci = Il libro del calcolo. Epistola a Michele Scoto, prologo, indice, capitoli I–IV.** Edizione critica, con introduzione, traduzione e note a cura di *Giuseppe Germano* e *Nicoletta Rozza*. *Latinae Humanitatis Itinera Nova* 4. Loffredo, Napoli 2019. 252 p.

L'edizione critica di un testo tecnico e scientifico si segnala sempre per la particolarità delle competenze richieste: è questo – e lo sarà al massimo grado – il caso della presente curatela del *Liber abaci* di Leonardo Fibonacci (c. 1170 – dopo 1242).

Il libro si segnala, anzitutto, in quanto, basandosi sulla collazione dei 19 manoscritti (interi o parziali) dello scritto fibonacciano, può ambire a sostituire la pur meritoria edizione curata da Baldassarre Boncompagni Ludovisi a Roma nel 1857, edizione insigne per tanti aspetti ma carente sotto il rispetto filologico (se non altro perché fondata solo sul codice di Firenze del XIV, F). Dopo queste prime linee relative all'opportunità di nuove cure editoriali (capitolo primo dell'introduzione, p. 43–50), il volume si sviluppa in un secondo capitolo (p. 51–60), volto a far luce sulla vita del Fibonacci, con giusta enfasi sull'esperienza da lui maturata in gioventù col padre presso la città di Béjaia (Bugia, in Algeria), dove con tutta probabilità familiarizzò con le tecniche di calcolo in uso nei paesi di tradizione araba. Il capitolo terzo (p. 61–70) illustra le fonti del trattato del Fibonacci, sia latine (segnatamente Gerberto d'Aurillac e forse Alcuino di York) sia greche (soprattutto le versioni latine da Euclide e Diofanto) sia, infine, le opere in lingua araba. Lasciando impregiudicato se davvero il Fibonacci avesse appreso in gioventù la lingua araba, consta che molte fonti arabe si rispecchiano nei suoi scritti e anche molti usi tipici di quella tradizione, come quella di chiamare prime le cifre che, per una scrittura destrorsa come quella in latino, sarebbero invece le ultime (cfr. la *Struttura sintattica del calcolo*, p. 186). Interviene quindi la parte propriamente codicologica del libro: nel quarto capitolo (p. 71–93), i curatori si concentrano sulla tradizione manoscritta del *Liber abaci* mentre il capitolo quinto (p. 95–127) offre un'efficace classificazione dei testimoni manoscritti utilizzati, culminante nello *stemma codicum* di p. 126, ove non si esclude – allo stadio attuale delle ricerche – che sia da ipotizzarsi un archetipo in movimento, quindi non del tutto razionalizzabile. Le p. 135–175 ospitano il testo latino della lettera prefatoria del *Liber abaci*, diretta a Michele Scoto, del prologo e dei primi quattro capitoli dell'opera. Trattandosi di studi in corso d'opera, si attende l'edizione dei restanti undici *capitula*, tanto per dare integrità al lavoro quanto per acquisire dati capaci di disambiguare questioni rimaste in sospeso. Pregevole la sintesi dell'aspetto stilistico del *Liber abaci* offerta dalle p. 179–187; basteranno due esempi: a) l'uso di *consolamen* nell'accezione tecnico-mercantile di pratica finalizzata a realizzare monete in lega con certo titolo di argento e b) l'utilizzo di *pensa* come misura della prova nel caso della sottrazione aritmetica. Le p. 191–242 contengono la traduzione italiana del testo. Chiudono il libro gli indici (p. 245–252) dei manoscritti citati, dei nomi e dei luoghi e l'indice generale.

Per capire l'importanza dell'acribia di questa edizione si potrà considerare questo caso: il § 5 della lettera allo Scoto dice che il libro è relativo più alla pratica che alla teoria (*hic liber magis quam ad theoreticam spectat ad practicam*, con varianti adiafore), con piena consonanza con il contenuto dello scritto del Fibonacci; tuttavia, questa lezione – attesta-

ta in tutta la tradizione manoscritta tranne F – è sempre stata pretermessa in quanto sostituita dalla lezione opposta *hic liber magis ad theoricam spectat quam ad practicam*, che non trova riscontro nei contenuti effettivi ma che ha goduto del suffragio dell'unica edizione a stampa del testo completo del Fibonacci fino a oggi, quella fondata sull'*editio princeps* del citato Boncompagni del 1857 (basata appunto acriticamente sul solo codice F). Sarà, dunque, con i migliori auspici che si saluta l'opera in oggetto.

Tiziano F. Ottobrini, L'Aquila

*Giuseppe Germano/Marc Deramaix* (edd.): **Dulcis alebat Parthenope. Memorie dell'antico e forme del moderno all'ombra dell'Accademia Pontaniana.** Latinae Humanitatis Itinera Nova 5. Loffredo, Napoli 2020. 453 S.

Der Sammelband ist der im Kreis der Accademia Pontaniana entstandenen Literatur und deren Nachleben und Rezeption gewidmet. Der Schwerpunkt liegt auf der Zeit zwischen der Mitte des 15. und der Mitte des 16. Jahrhunderts, mit Ausblicken bis ins 18. Jahrhundert, und beleuchtet den Herrschaftswechsel von den Aragonesen zu den spanischen Vizekönigen. Die Beiträge in italienischer, deutscher, französischer und spanischer Sprache richten sich an ein interdisziplinär interessiertes Fachpublikum von Neuphilologinnen und Neuphilologen. Die Aufsätze sind in vier chronologischen Sektionen unterteilt: Die erste (3 Beiträge) bietet Einblicke in die Frühgeschichte der Accademia Napoletana, die zweite und umfangreichste (7 Beiträge) befasst sich einheitlich mit dem Neapelmythos des Giovanni Pontano, die dritte (4 Beiträge) behandelt die Übergangszeit nach Pontanos Tod und dem Ende der aragonesischen Herrschaft, und die vierte (3 Beiträge) schliesslich geht der Rezeption Sannazaros in Europa nach. Allen Aufsätzen ist ein Abstract in englischer Sprache vorangestellt.

Besonders lesenswert ist der dritte Teil, der ein nuanciertes Bild Neapels in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zeichnet: Emilie Séris zeigt überzeugend auf, wie Girolamo Angeriano dem politischen Wandel mit Ablehnung begegnete und daher in seinem späten Werk negativ besetzte *landmarks* Kampaniens hervorhob und den pontanianischen Hercules-Mythos umkehrte, um den letzten Aragonesen als Tyrannen zu stilisieren. Daniel Fliege unterzieht drei Gedichte der Vittoria Colonna auf ihren verstorbenen Gatten einem feinsinnigem *close reading*, in dem er eine Abstandnahme vom Petrarkismus und eine spirituelle Aspiration nachweist, die eine ideelle Nähe zur katholischen Reformbewegung des Evangelismus verrät. In eine ähnliche Richtung geht auch Marc Föcking, der aus einer reformierten geistlichen Tragödie des Giovanni Domenico di Lega eine Nähe zum reformatorisch gesinnten Juan de Valdés und einen Widerstand gegen den spanischen Vizekönig herausliest. Adriana Mauriello schliesslich bietet einen meisterlichen Überblick über das Nachleben des pontanianischen Neapelmythos und legt dessen unaufhaltsamen Verfall bis im 17. Jahrhundert offen. Die Summe dieser Aufsätze liest sich wie ein nachtschwarzes Gewitter, das über die Zitronengärten des neapolitanischen Humanismus hereinbrach und den *dulcia otia*, die zu Pontanos Lebzeiten noch herrschten, ein jähes Ende bereitete und die Hirten seiner Accademia auseinandertrieb.

Christian Guerra, Basel

**Arnaldo Marcone: Tarda Antichità. Profilo storico e prospettive storiografiche.** Frecce 307. Carocci, Roma 2020. 260 p.

Il libro, ottimamente documentato e sviluppato in maniera ammirevolmente chiara, pur nella complessità dell'argomento, propone un'articolata riflessione sulla genesi, la

discussione e le prospettive di ricerca della *Spätantike*. Arnaldo Marcone (M.) coglie lo sviluppo storico della nozione di «Tarda Antichità», come periodo autonomamente distinto, sebbene legato da strette interazioni, tanto dall'Antichità quanto dal Medioevo. Si tratta del superamento del tradizionale paradigma di crisi, decadenza, crollo di matrice gibboniana, anche se naturalmente questi aspetti permangono al centro della discussione storiografica, per quanto in prospettiva radicalmente diversa. M. analizza il nutrito dibattito alimentato a partire dall'ultimo ventennio del '900 che ha portato, per usare un'efficace iperbole di Andrea Giardina, a una vera e propria «esplosione» di tardoantico, con esiti notevolmente differenziati e non sempre convincenti. Come ben evidenziato, è opportuno definire con miglior precisione il limite cronologico della Tarda Antichità, di frequente anticipato (età dei Severi) o spostato (X sec.) in modo indiscriminato, con la conseguenza di aver rimesso in discussione l'assetto temporale, in particolare nel passaggio, sia in termini di continuità sia di rottura, tra mondo antico e medioevale. In questo libro M., forte della sua esperienza su figure centrali come Costantino e Giuliano, discute criticamente i fondamenti della Tarda Antichità: l'affermazione, politica oltre che religiosa, del Cristianesimo; la fine dell'unità dell'impero e la separazione tra Oriente ellenizzato e Occidente latino, con la conseguente perdita della centralità del ruolo di Roma e dell'Italia, in una difficile e tumultuosa dialettica tra centro e periferia; le invasioni barbariche, viste però non più nell'esclusiva ottica militare, ma nella prospettiva dei profondi mutamenti in termini di assetto sociale, economico, religioso e politico e delle relative trasformazioni dell'impero. Giustamente M. valorizza un filone di studi, soprattutto di area anglosassone (a iniziare dai contributi imprescindibili di Peter Brown), concentrati a cogliere la dimensione culturale o, se vogliamo, lo sviluppo di una nuova «mentalità» che coinvolge trasversalmente gruppi sociali sempre più ampi e organici, in un vasto fermento intellettuale che stempera le divisioni (soprattutto, ma non solo, religiose e ideologiche), al contrario rimarcate dalle letture più tradizionali, a favore di una κοινὴνῶνῖα diffusa e condivisa. M. però è attento, sulla scorta di lucide osservazioni di Elio Lo Cascio, a sottolineare anche l'importanza degli aspetti più propriamente «materiali», a iniziare dai mutamenti delle strutture economiche, del paesaggio e delle tecniche agricole, delle forme di schiavitù e di relazione tra servo e padrone. Le prospettive odierne, con le quali si conclude il volume (pp. 191–219), evidenziano la necessità di una visione più integrata, attenta non solo al Cristianesimo, ma alla diffusione di altre culture religiose soprattutto in aree che vedranno nei secoli immediatamente successivi lo sviluppo dell'Islam (si pensi, ad esempio, all'importanza della cultura siriana); di una maggiore attenzione ai singoli percorsi di trasformazione e mutamento nelle diverse zone dell'impero, evitando di definire processi universali ed erroneamente uniformanti; di una più spiccata sensibilità verso i fattori climatici e ambientali, oltre a un potenziamento della dimensione interdisciplinare. Si tratta, in conclusione, di un libro di grande interesse che offre profondi e originali stimoli di riflessione, utili anche per lo sviluppo della ricerca storiografica.

*Sergio Audano, Chiavari*

**Wiebke Schulz-Wackerbarth: Heiligenverehrung im spätantiken und frühmittelalterlichen Rom. Hagiographie und Topographie im Diskurs.** Kontexte 47. Ruprecht, Göttingen 2020. 245 S.

Trotz unaufhaltsamer Säkularisierung unserer Gesellschaft und steigender Zahl von Kircheng Austritten schafft es der Heiligenkult immer wieder als Thema in die Tagespresse, so

in der neulichen Kontroverse um die französische Mystikerin Marthe Robin, so in Bezug auf die beidseitig engagiert geführte Debatte über Anwesenheit und Martyrium des Petrus in Rom (s. O. Zwierlein, *Petrus in Rom* [Berlin/New York, 2010]). Die vorliegende Göttinger Dissertation über die Beziehung von Hagiographie und Topographie dürfte demnach auf breiteres Interesse stossen, zumal sie leserfreundlich geschrieben ist und ein *update* in der interdisziplinären Forschung von Literaturwissenschaft und Archäologie darstellt.

Die Untersuchung konzentriert sich auf die Apostelfürsten Petrus und Paulus sowie auf Laurentius und Agnes, deren Verehrung als Märtyrer in schriftlichen und in materiellen Zeugnissen wie Sakralbauten und ikonographische Darstellungen fest mit Rom verknüpft ist. Kommt hinzu Maria, die mit der Umwidmung des Pantheons zur Kirche S. Maria *ad martyres* im frühen 7. Jh. an die Spitze des Märtyrerkonons gelangte. Der Verf. geht es nicht um neue, sensationelle Entdeckungen auf diesen ergiebig erforschten Wissensgebieten. Das Interesse richtet sich vielmehr auf eine umfassende Analyse der Legendenbildung sowie auf die Interdependenz von Monumenten als Orte des Kultes und deren Niederschlag in den Märtyrerakten, in Weihepigrammen, im *Liber pontificalis* und Heiligenkalendern sowie in der Hymnik. Prominente Vertreter der zuletzt genannten Gattung sind Ambrosius und vor allem der *Peristephanon liber* des Prudentius. Die (kirchen-)politisch eminent wichtige Rolle des römischen Heiligenkultes manifestiert sich nicht bloss in den grossen Basiliken, welche Kaiser Konstantin für Petrus, Paulus, Laurentius und Agnes erbauen liess. Ab dem 4. Jh. wird sie auch deutlich sichtbar in der Ikonographie, so z. B. in der Darstellung von Petrus und Paulus als gleichrangige Apostel in den sog. *Dominus legem dat* Szenen und parallel dazu im ambrosianischen Hymnus XIII sowie bei Prudentius (*Perist.* XII). Eine ideologische Aneignung von Heiligenverehrung könnte man ferner in der westlichen Version der «Theotokos» (wie im Konzil von Ephesus 431 bestätigt) sehen, wenn die Gottesgebäerin gleichsam als Mitglied der kaiserlichen Familie gewandelt als *Regina Virginum* dargestellt wird. Parallel zum Marienkult erweitert sich die Gemeinschaft der Heiligen, denn Voraussetzung der Verehrung ist nicht mehr das Blutzeugnis, sondern ein vorbildliches, makellooses Leben.

Für den Literaturhistoriker lehrreich sind die mehrfachen Ausführungen zur Legendenbildung: Nachweisen lassen sich neben Umarbeitungen auch der Einbezug weiterer Protagonisten (so etwa beim Martyrium des Laurentius) oder die Verlagerung auf eine andere Verweigerungshaltung, so bei der hl. Agnes. Ihre Weigerung, den heidnischen Göttern zu opfern, tritt allmählich zurück hinter der standhaft versagten Liebeswerbung, welche der Sohn des römischen Präfekten ihr entgegenbrachte, und der erfolgten Bestrafung durch Blossstellung vor einem Bordell. In diesem Licht erklärt sich die geläufige Darstellung von Agnes als keusche Jungfrau (ἄρνις), dazu begleitet von einem Lamm (*agna*).

Gelegentliche Redundanz in Beschreibung und Argumentation schadet der aufschlussreichen Studie nicht. Als interdisziplinäres Itinerar könnte sie den Leser gar zu einer wissenschaftlichen Pilgerreise nach Rom animieren.

Margarethe Billerbeck, Fribourg

Anthony R. Birley (ed.): **Select correspondence of Ronald Syme, 1927–1939.** History of Classical Scholarship Supplementary Volume 1. History of Classical Scholarship, Newcastle upon Tyne 2020. 217 p.

<https://www.hcsjournal.org/ojs/index.php/hcs/article/view/SV01>

Diese Auswahl von Briefen an Ronald Syme (mit einigen wenigen von ihm selbst) gibt ein gutes Bild von seiner akademischen Karriere bis hin zu dem Werk, mit der er zu einem führenden Althistoriker des 20. Jahrhunderts wurde: *The Roman Revolution*, Oxford 1939. Am Anfang stehen einige Briefe seiner akademischen Mentoren, unter ihnen Marcus N. Tod und Hugh M. Last. Es geht dabei um seine Wahl zum Fellow am Trinity College. Oxford sollte bis zuletzt seine akademische Heimat bleiben.

Die folgenden Briefe zeigen einen jungen Wissenschaftler, der sich zielgerichtet in sein Forschungsgebiet einarbeitet, durch Anfragen, vor allem aber durch Zusendung seiner ersten eigenen Artikel an die entsprechenden Spezialisten und durch eine rege Reisetätigkeit, die sich allmählich in den gesamten Bereich des Mittelmeeres ausdehnte. Zunächst ging es um die Militärgeschichte der frühen römischen Kaiserzeit und dementsprechend um Kontakte zur deutschen Limesforschung mit ihrem damaligen Doyen Ernst Fabricius und Friedrich Drexel, dem Direktor der Römisch-Germanischen Kommission, die Syme auch wiederholt besucht hat. Wichtig wurde Syme dann die prosopographische Forschung zur Führungsschicht in Rom, in der er selbst zum anerkannten Meister werden sollte. Hier wurden Friedrich Münzer und die beiden Herausgeber der zweiten Auflage der *Prosopographia Imperii Romani*, Edmund Groag und Arthur Stein, zu Briefpartnern, aber auch Anton von Premerstein und Andreas Alföldi.

Beklemmend ist zu sehen, wie sich in den wissenschaftlichen Austausch allmählich die Zeitgeschichte eindrängte, vor allem die antisemitischen Massnahmen des nationalsozialistischen Regimes. Von ihnen waren Münzer, Groag und Stein ebenso betroffen wie Eduard Norden und Hermann Strasburger, aber auch Andras Alföldi war sehr beunruhigt. Syme versuchte zu helfen, besonders im Fall von Stein, war aber nicht erfolgreich.

Die sehr hilfreichen Anmerkungen zu den Briefen lassen sich noch ergänzen. So führte die im Brief Nordens vom 9.8.36 dokumentierte Beschäftigung mit dem *carmen arvale* zu seinem letzten Buch: *Aus altrömischen Priesterbüchern*, Lund 1939. *Rari nantes (in gurgite vasto)* (Verg. *Aen.* 1,118) wird von Matthias Gelzer witzig auf die überlebenden Nobiles im augusteischen Regime übertragen (9.12.38). Strasburger skizziert in seinem Brief vom 27.4.39 bereits seinen wichtigen Aufsatz: «Caesar im Urteil seiner Zeitgenossen» (*HZ* 175, 1953, 225–264).

Die gut dokumentierte Ausgabe von Symes Briefen gibt einen nachdenklich stimmenden Einblick in das wissenschaftliche Leben in den letzten Jahren vor der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs.

Jürgen von Ungern-Sternberg, Basel

Rainer Henke: **Der Vogel Phönix im Altertum. Mythos und Symbolik.** Aschendorff, Münster 2020. 954 S.

Dans cet imposant volume de près de mille pages, Rainer Henke (R.H.) se propose d'analyser l'évolution qu'ont connue le mythe et l'interprétation du phénix depuis ses origines égyptiennes et grecques jusqu'à l'Antiquité tardive et les débuts du christianisme, en passant par les périodes hellénistique et romaine.

L'ouvrage est divisé en sept chapitres. Après le chapitre A, une introduction qui fixe les cadres chronologique et géographique et livre un état de la recherche, le chapitre B

traite d'abord du phénix dans les tablettes mycéniennes, la littérature grecque archaïque (poèmes homériques et Hésiode) et Hérodote, puis de l'origine égyptienne du mythe et du lien avec l'oiseau Benu, pour passer à son exploitation par Alexandre le Grand et les Ptolémées et se tourner finalement vers Ézéchiel le Tragique. Le chapitre C est consacré à la réception romaine jusqu'aux Flaviens; R.H. y examine le mythe du phénix chez Ovide, Pliny l'Ancien et Tacite, puis, après s'être concentré sur la question de savoir si l'auto-régénération du phénix est due à une genèse spontanée ou à une naissance dans le feu, chez Martial et Stace, avant de se pencher sur les représentations du phénix dans l'art antique et sur les monnaies. Les passages où des auteurs de la Seconde Sophistique – Lucien, Aelius Aristide, Achille Tatius, Philostrate et Élien – évoquent le phénix constituent le chapitre D. Le chapitre E, relatif à l'exploitation du mythe par les auteurs paléochrétiens et la gnose, présente les interprétations qu'en donnent Clément de Rome dans sa première lettre, le Physiologus, la littérature gnostique, les oracles sibyllins et Tertulien et se clôt, comme le chapitre C, sur la représentation du phénix dans l'art, ici l'art paléochrétien. Les deux poèmes *De ave Phoenix*, attribué, à tort selon R.H., à Lactance, et *Phoenix* de Claudien sont analysés avec finesse dans le chapitre F, le second constituant, d'après R.H., une réponse au premier. Le chapitre G, finalement, consiste en un résumé de quelques pages et un aperçu sur un second tome, que R.H. consacrerait au mythe du phénix depuis le Moyen-Âge jusqu'à aujourd'hui. Comme le fait remarquer l'auteur lui-même, ces sept chapitres forment deux parties, les chapitres A–C (p. 1–399) traitant des fondements préchrétiens du mythe, les chapitres D–G (p. 401–671) des témoignages de l'Antiquité tardive et des débuts du christianisme, le chapitre G constituant un résumé bienvenu.

Suivent huit divisions riches en informations diverses: une liste des abréviations utilisées par R.H. dans le corps de son texte, une liste des abréviations renvoyant aux lexiques, ouvrages de référence et périodiques, une bibliographie très fournie, comptant plus de cent-dix pages, des indications relatives aux traductions et aux articles d'encyclopédies, un premier index détaillé et précis regroupant sur près de cent-cinquante pages des noms de personnes, d'objets, de lieux, de notions et d'animaux, tout comme des sources littéraires, un second index des citations bibliques, la liste commentée des illustrations et les illustrations d'une très grande qualité.

Cet ouvrage, fruit d'un travail de longue haleine et somme d'une érudition sans limite, constitue un exemple de rigueur: le moindre argument qu'il avance, la moindre affirmation qu'il formule, R.H. l'appuie sur des sources textuelles, archéologiques ou iconographiques antiques et sur les publications modernes, qu'il maîtrise et manie avec art, justesse et dextérité. Dans un premier temps, la lecture de ce texte fouillé, écrit dans un allemand exigeant, peut paraître ardue – mais rapidement elle emporte vers des réflexions où se mêlent philologie et philosophie, religions et anthropologie, art et histoire, et on ne peut qu'attendre le deuxième tome avec impatience.

*Antje Kolde, Lausanne*

*Hedwig Schmalzgruber* (ed.): **Speaking animals in ancient literature**. Kalliope 20. Winter, Heidelberg 2020. 619 S.

À l'exception de deux articles, les contributions réunies dans ce volume édité par Hedwig Schmalzgruber ont été présentées lors du colloque interdisciplinaire intitulé *Mein Hahn spricht wie ein Mensch! Tierrede in antiker Literatur*, qui s'est tenu du 27 au 29 septembre 2018 à l'université de Potsdam. L'ouvrage s'ouvre sur une introduction signée par l'édi-

trice. Subdivisé en trois parties regroupant en tout vingt-et-une études rédigées en allemand et en anglais, il se clôt par un répertoire présentant les auteures et auteurs, ainsi que par plusieurs index.

Dans son introduction, Hedwig Schmalzgruber explicite le double objectif qu'elle a poursuivi par le biais tant du colloque que du volume: livrer un aperçu le plus large possible des animaux qui parlent dans les divers genres littéraires grecs et latins, depuis les origines jusqu'à l'Antiquité chrétienne, afin d'une part de procurer de nouvelles thématiques à la recherche dans le domaine de la philologie classique et d'autre part d'ouvrir celle-ci par une démarche comparatiste sur d'autres cultures de l'Antiquité et sur la réception de la littérature antique par le nouvel humanisme allemand du XIX<sup>ème</sup> siècle.

La première partie, traitant de textes grecs et latins d'Archiloque à l'Antiquité tardive, répartit les dix-sept études qu'elle compte en trois sous-groupes. Le premier, consacré au discours animalier en tant qu'artifice littéraire, comprend quatorze contributions. Les cinq premières se penchent sur le genre de la fable: Ines Silva analyse la fable du renard et de l'aigle narrée par Archiloque à travers le prisme de la psychologie cognitive, Ursula Gärtner étudie les fables de Phèdre du point de vue des *cultural and literary animal studies*, Sonia Pertsinidis détaille l'exploitation didactico-morale des personnages animaliers par Babrius, Hedwig Schmalzgruber propose une lecture des fables d'Avianus dans la perspective des *human-animal studies* et Stefan Feddern, finalement, examine les réflexions qu'Augustin a formulées sur les fables en tant qu'allégories ou fictions. La comédie attique constitue le sujet de deux études. Babette Pfütz analyse avec finesse le mélange de bruits animaliers et de langage humain qu'Aristophane met en scène dans certaines parties récitées par des chœurs d'animaux et Kenneth S. Rothwell Jr s'intéresse à l'autoreprésentation formulée par des chœurs animaliers d'Aristophane. Des animaux qui parlent, bien que morts, se trouvent au centre des contributions de Nina Mindt et de Sandro La Barbera: la première étudie les discours d'animaux morts dans les épigrammes grecques et latines et les compare à celui du *Culex* dans le poème attribué à Virgile, alors que le second analyse la personnalité complexe et intertextuelle du moustique mort qui s'exprime dans le *Culex*. Niall W. Slater réfléchit sur la tension générée par la présence et l'absence de paroles dans l'*Âne d'or* d'Apulée. Les discours animaliers présents dans la poésie didactique sont traités par Morgane Cariou. Angela Pabst et Émeline Marquis se penchent sur les discours animaliers dans des traités philosophiques, la première dans un traité de Plutarque, la seconde dans le dialogue de Lucien éponyme du colloque, *Galus sive Somnium*. Ce premier sous-groupe, de loin le plus fourni, se clôt par l'étude de Susanne Fischer, consacrée aux porcs parlants dans le cadre des Saturnales.

Le deuxième sous-groupe, traitant du discours animalier en tant que phénomène surnaturel, réunit deux contributions. Celle de Marco Vespa, consacrée au traité *De fluviis* attribué à Plutarque, analyse la parole animalière comme indice de la présence divine et Janet E. Spittler examine la façon dont les animaux s'adressent aux hommes dans des textes paléochrétiens.

Une seule contribution constitue le troisième sous-groupe, traitant de l'imitation du discours humain par des animaux: Kenneth F. Kitchell y dresse une liste d'oiseaux et autres animaux doués de parole et réfléchit sur ce phénomène à la lumière du débat philosophique relatif à cette différence essentielle entre animal et humain.

La deuxième partie élargit la réflexion sur l'Égypte, Israël et l'Inde. Angela McDonald illustre comme les animaux égyptiens ont de tout temps «parlé» aux humains. Daniel Vorpahl se penche sur les rares exemples d'animaux qui parlent dans l'Ancien

Testament et leur réception par la littérature rabbinique. David Hodgkinson, finalement, offre un aperçu des animaux qui parlent dans la littérature sanscrite.

La dernière partie compte une seule étude, traitant d'animaux qui parlent dans une épopée du XIX<sup>ème</sup> siècle. Thomas Gärtner y analyse les encouragements prononcés par les rats soldats de l'*Anthropomyomachie* d'Eduard Eyth et les compare à ceux qui sont énoncés dans la *Batrachomyomachie*.

Lorsque l'on referme ce volume, les nombreuses voix que l'on a été amené à entendre résonnent encore longtemps, modulées par ces analyses percutantes, originales et différenciées, et l'on demeure fasciné par ces divers modes de transgresser la distinction habituellement opérée entre animal et être humain. L'objectif visé par l'éditrice, formulé dans l'introduction, est donc pleinement atteint.

Antje Kolde, Lausanne

**Vanessa Monteventi: La poésie astrologique dans la littérature grecque et latine.** Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft 49. Schwabe, Basel 2020. 330 p.

Cet ouvrage est la révision de la thèse de doctorat soutenue par l'auteure en 2017. Il s'inscrit dans un projet de contextualisation littéraire et historique de la poésie astrologique antique.

Après une longue introduction précisant les contextes historiques et culturels dans lesquels s'inscrit son étude, Vanessa Monteventi développe son examen de différents poèmes astrologiques. Ce ne sont pas moins de neuf poètes qui sont ici étudiés. De toutes les œuvres examinées, une seule est en latin. Nous avons apprécié le souci de l'auteure de présenter aux lecteurs une analyse approfondie des textes qu'elle a retenus. Deux recherches méritent d'être mises en exergue: l'une porte sur Manilius, poète aux origines incertaines à qui on attribue les *Astronomica*, et l'autre sur Dorotheos, astrologue de la période hellénistique, auteur d'un *Pentateuque* dont seuls quelques hexamètres ont été conservés. L'analyse précise de plusieurs passages des œuvres de ces deux poètes, permet de mieux comprendre la réelle valeur didactique, voire pédagogique de ce genre de poésie. Cette deuxième partie se termine par une intéressante évocation du *Corpus Hermeticum* dont Vanessa Monteventi relève la brièveté et l'unité thématique qui, toutes deux, en facilitent la lecture.

Après avoir dressé un tableau très représentatif de la poésie astrologique, l'auteure s'intéresse à la didactique tant de la forme que du contenu. Elle précise d'emblée (p. 185) que la forme métrique a été un des critères qu'elle a suivis pour opérer son choix de poèmes. Trois types de vers rentrent dans les compositions présentées: le trimètre iambique, le distique élégiaque et l'hexamètre dactylique. Elle pose ensuite la question de la valeur didactique de la poésie astrologique en évoquant d'abord la problématique de l'exhaustivité. À ce propos, les notions de «*praeteritio*» et de «passages de transition» sont particulièrement intéressantes. Ces derniers, indique l'auteure (p. 227), permettent aux poètes de structurer leur matière tout en omettant volontairement certains aspects. Vanessa Monteventi insiste ensuite sur l'importance des interactions entre la prose et la poésie pour mesurer, en quelque sorte, le crédit scientifique que pouvaient apporter les Grecs comme les Romains à ce type de poèmes. Dans une quatrième et dernière partie, l'auteure se focalise sur la portée didactique du contenu des textes. Nous retiendrons particulièrement l'association entre la poésie astrologique et l'art oraculaire ainsi que la métaphore du voyage dont l'emploi par les poètes assure au contenu une réelle valeur

poétique et didactique. L'étude se termine par une conclusion qui étale différents points abordés, notamment la justification du choix des poèmes.

L'ouvrage, dont nous avons apprécié la rigueur méthodologique et la complétude, est enrichi d'un tableau récapitulatif des poèmes astrologiques analysés, d'une large bibliographie et de deux index.

Frédéric Dewez, Louvain-la-Neuve

**Roberto Romagnino: Théorie(s) de l'ekphrasis entre Antiquité et première modernité.** L'Univers Rhétorique 7. Classiques Garnier, Paris 2019. 299 p.

Die Ekphrasis, insbesondere in ihrer modernen Bedeutung als Beschreibung eines Kunstwerks, hat in den letzten Jahren viel Forschungsaufmerksamkeit erhalten. Romagnino beschäftigt sich aber nicht mit der Kunstbeschreibung, sondern mit dem rhetorischen Begriff der Ekphrasis, die er gemäss der antiken Rhetorikhandbücher als «discours qui expose son objet en détail et met sous les yeux du destinataire de façon évidente ce qu'il montre» (p. 23) definiert. Es geht ihm darum, den Begriff der Ekphrasis aufgrund der erhaltenen griechischen und lateinischen Texte zur Rhetoriktheorie möglichst klar herauszuarbeiten und die manchmal uneinheitlichen Quellen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Seine Bearbeitung des Begriffs der Ekphrasis in der Antike dient ihm als Grundlage für dessen Untersuchung in mehrheitlich in jesuitischem Kontext entstandenen rhetorischen Texten aus dem 17. Jhd. und ihrer Rezeption der antiken Rhetoriktheorie.

Der erste Teil von Romagninos Buch umfasst dementsprechend eine anschauliche und übersichtliche Auseinandersetzung mit den erhaltenen antiken Rhetorikhandbüchern. Ein ganzes Kapitel ist dem Begriff der *ἐνάργεια*, lat. *evidentia*, gewidmet, die als Haupteigenschaft der Ekphrasis deren Charakter und Wirkung ausmacht. Abgeschlossen wird der erste Teil mit einem Kapitel zur Abgrenzung der Ekphrasis von ähnlich konnotierten Begriffen wie *ὑπογραφή*, *ὑποτύπωσις*, aber auch der lateinischen *descriptio* und *demonstratio*.

In Teil 2 wendet sich Romagnino nach einem historischen Überblick über die Begriffsentwicklung von Ekphrasis und verwandten Begriffen der Bedeutung und dem Verständnis von Ekphrasis in den für ihn relevanten Schriften des 17. Jhd. zu. Die zentrale Rolle der Beschreibung als eines literarischen Mittels in der Rhetorik dieser Zeit führt er auf die Wichtigkeit zurück, welche die Bildlichkeit in der jesuitischen Spiritualität innehat: Die theoretische Rhetorik interessiert sich für die Art und Weise, wie mentale Bilder bei einem Adressaten evoziert werden, und wie die Rhetorik auf dessen Vorstellungskraft einwirken kann. Trotz terminologischer Ungereimtheiten, die zum Teil auf die uneinheitliche Übersetzung griechischer Begriffe ins Lateinische zurückgeführt werden können, ergeben die rhetorischen Schriften aus der Zeit ein relativ einheitliches Bild dessen, wie sie Ekphrasis verstehen und wie sie anzuwenden sei. Dabei zeichnet sich eine enge Anlehnung an die antiken *Progymnasmata* ab.

Im dritten Teil untersucht Romagnino die drei Hauptanwendungsbereiche der rhetorischen Ekphrasis: die Beschreibung von Personen, von Dingen sowie von Ort und Zeit. Alle drei zeichnen sich durch die bereits der antiken rhetorischen Beschreibung eigenen Hervorhebung des Details aus, wodurch *ἐνάργεια* bzw. *evidentia* bewirkt werden soll. Von besonderem Interesse ist die Personenbeschreibung, welche in den theoretischen Texten des 17. Jhd. mehrere antike Kategorien vereint, indem sie unter dem modernen Begriff des Portraits die Darstellung von Äusserlichkeiten mit der Beschreibung der

Handlungsweise und charakterlichen Eigenschaften einer Person verbindet. Eine besonders wichtige Rolle spielt sowohl in der Theorie wie in der Praxis die Lobrede, die ihren Sitz im Leben etwa in Heiligenviten, im Fürstenspiegel oder als Begräbnisrede hat.

Romagninos Buch endet mit einem Abschlusskapitel, welches die wichtigsten Punkte nochmals knapp zusammenfasst.

Christine Luz, Basel

Matteo Tauffer (ed.): **Manipolazione e falsificazioni nella e dell'antichità classica = Fälschungen in der Antike, Manipulationen der Antike.** Paradeigmata 63. Rombach Wissenschaft, Baden-Baden 2020. 141 p.

Il volume contiene gli atti del convegno celebrato dalla sezione di Trento dell'Associazione Italiana di Cultura Classica (AICC) il 7 ottobre 2020 sul tema della manipolazione o falsificazione di dati in ordine alle fonti classiche – *de facto* nell'antichità greca, cui sono devoluti sei dei sette contributi.

Il contributo iniziale (p. 11–27), curato da Franco Montanari, solleva la grande e inesauribile questione del vero in rapporto al mito; questo, infatti, sfrangiandosi in un dedalo di varianti spesso anche contraddittorie, pone la domanda *se* ci sia una verità nel mito, prima ancora di *quale* essa sia. Altra è la posizione di Esiodo, altra quella di Aristotele: Esiodo, infatti, è il primo ad avvistare che le Muse – *ergo*, la poesia – non sempre sono veritiere, mentre Aristotele – calando il discorso in una cornice più circostanziata – affronta il tema non della poesia in generale ma dei singoli casi attestati in poesia e, in modo particolare, sul metodo che regge ed espone un'argomentazione vera.

Il successivo contributo (p. 29–41) è dedicato da Bernhard Zimmermann alle *Logo-Theorien* da Omero alla Sofistica, con particolare riguardo per un artefice della parola quale fu Gorgia nell'*Encomio di Elena*. Centrale è presentato per lo sviluppo della retorica – anche quella mistificatoria – l'anno 462 a. C., allorché Efilate cercò di attuare la svolta di una democrazia radicale in Atene, concedendo a ogni cittadino che lo volesse di avanzare in assemblea proposte da discutere.

Il terzo contributo (p. 43–53) vira verso l'ambito della biografia filosofica: Mario Capasso presenta ed esamina il caso del falso predisposto dallo stoico Diotimo. Questi, scagliandosi contro il rivale Epicuro, si rese colpevole di un tentativo di pseudografia, vergando lettere oscene sotto il nome di Epicuro; l'episodio – noto sia da Diogene Laerzio (X,3) sia da Ateneo (XIII,611b) – culminerà nell'accusa intentatagli da un altro epicureo, Zenone, fino a pervenire alla sentenza capitale ai danni di Diotimo.

Segue quindi lo studio di Maria Pia Pattoni (p. 55–78) dedicato a trattare del *Prometeo Incatenato* di Eschilo, esaminandone la notizia di autenticità; procedendo dall'attestazione del Westphal, che nel 1869 fu il primo a revocare in dubbio l'autenticità del dramma eschileo, Pattoni ricorda che la prima attribuzione esplicita dell'*Incatenato* a Eschilo rimonta alla filologia alessandrina (si tratta della *hypothesis* che con alta probabilità risale ad Aristofane di Bisanzio). La *Prometheus-Forschung* viene dipanata intorno ai due nuclei fondamentali dati dalle ricerche di Martin West e di Nikos Manousakis: West pensava a un caso di plagio da parte di Euforione, figlio maggiore di Eschilo, mentre Manousakis ha ritenuto di sviluppare un'articolata indagine statistica sulla lingua eschilea, esame non sempre refrattario a perplessità, stante, *inter alia*, la natura del *corpus* eschileo e al suo stile proprio.

Michele Napolitano (p. 79–94) considera il riuso da parte di Wagner nel *Rheingold* del dramma satiresco eschileo intitolato *Proteo*, ripreso attraverso la ricostruzione in

molti punti ampliata e fantasiosa del Droysen, a fronte delle poche reliquie superstiti. Napolitano riprende e spesso critica alcune prese di posizione espresse sul medesimo argomento da David Sansone, mostrando che la *Tetralogia* wagneriana nasce sotto il segno dell'ottimismo negli anni zurighesi ma l'entusiasmo rivoluzionario si sarebbe spento al tempo del *Rheingold*, sicché il vero elemento di novità nell'opera di Wagner sarebbe da ricercarsi nel carattere serio e non giocoso del dramma satiresco di Eschilo, staccandosi in questo dal Droysen.

L'ultimo contributo della sezione greca è vergato da Renzo Tosi (p. 95–102) sul ricostruttivismo ottocentesco in materia di fonti antiche, come nel caso del grammatico Erodiano e, più in generale, delle fonti lessicografiche. Tosi illustra i rischi di una recensione chiusa, facendo leva sulla considerazione che il *codex optimus* sarà il più vicino all'originale ma non conterrà *eo ipso* l'originale.

Chiude la silloge la breve rassegna di mistificazioni urbane dall'Antico al Moderno vergata dall'urbanista Alessandro Bianchi (p. 103–133). Queste pagine costituiscono una sorta di *hors-d'œuvre*, un'appendice volta a passare in rassegna le diffuse ed erronee credenze in materia di città, paesaggi urbani, ambienti naturali e monumenti: l'equivoco palafitticolo (le palafitte erano in realtà costruite sulla terraferma); l'errata identificazione tra Ur dei Sumeri e Ur dei Caldei; il luogo e il tempo del cosiddetto tuffatore di Paestum; l'inesistente polemica tra Bernini e Borromini; i fatti della breccia di Porta Pia, da collocarsi presso Porta Salaria.

Data forza centripeta del volume nel suo insieme, più che in altri casi per questo libro vale il giudizio secondo cui il valore dell'insieme supera il valore – alto – dei singoli contributi.

Tiziano F. Ottobrini, *L'Aquila*

**Sources, histoire et éditions. Les outils de la recherche. Formation et recherche en sciences de l'Antiquité.** Sous la direction de *Guy Labarre*. Presses universitaires de Franche-Comté, Besançon 2021. 218 p.

Cet ouvrage, consacré aux outils de la formation et de la recherche en sciences de l'Antiquité, regroupe une courte introduction et neuf articles. Le premier, par C. Brixhe, fournit une mise au point sur la Pamphylie et les témoignages rédigés dans le dialecte de cette région, dans le but de montrer l'intérêt de ces sources pour l'étude de l'histoire. Dans le deuxième, M. Atzori a choisi de s'arrêter sur les épigrammes, en grec et en latin, gravées dans la Grotta della Vipera en Sardaigne. Cet article constitue un exemple d'étude scientifique, avec un commentaire des inscriptions, tout en les replaçant dans leur contexte archéologique. La contribution de S. Lefebvre se concentre sur une inscription trouvée en Bétique, illustrant bien les problèmes engendrés lorsque les scientifiques se réfèrent à une inscription sans vérifier le texte original. L'auteur fait le point sur ce document, tout en s'inscrivant dans une optique formatrice pour les jeunes chercheurs. Dans son article, S. Montel prend en compte les images sculptées (statues ou reliefs) afin de montrer l'usage de ce type de sources. À partir de deux cas, les apports historique et religieux sont bien mis en avant, fournissant des exemples pertinents pour les chercheurs et étudiants souhaitant intégrer ce type de sources dans leur recherche. La contribution de F. Delrieux offre une mise au point bienvenue sur l'intérêt d'étudier les monnaies. À travers les monnaies grecques, l'auteur donne un aperçu des outils en numismatique à l'usage des étudiants, mais aussi de l'historien, afin de leur faciliter l'accès aux ressources, notamment en ligne, mises à disposition dans ce domaine. L'étude de F. Potier se concentre plus spéci-

fiquement sur les monnaies de la Bibliothèque Municipale d'Étude et de Conservation de Besançon. Potier met en valeur une collection peu connue, tout en s'arrêtant sur les différents aspects qui doivent être abordés lors de l'étude d'une monnaie, et donne les premiers résultats d'une recherche en cours. Dans son article, J.-Y. Guillaumin se concentre sur les problèmes de transmission textuelle qui peuvent induire de mauvaises interprétations en partant de deux exemples. Il donne ainsi plusieurs pistes utiles pour les (jeunes) chercheurs. A. Jambé présente le *Genavensis Graecus* 44 conservé à la Bibliothèque de Genève, qui contient à la fois une version de l'*Illiade*, une paraphrase et des scholies. À partir de quelques exemples, l'auteure livre des résultats obtenus à l'aide d'outils numériques. Enfin, la contribution de B. Kindt s'applique à nous donner les étapes de l'étiquetage des textes. L'auteur expose les détails du traitement d'un texte en se fondant sur l'exemple du *De septem orbis spectaculis*.

Ce volume réunit des contributions très diverses présentées dans le cadre de deux journées d'étude. Si chacune apporte son lot de nouveautés ou de questions intéressantes pour l'enseignement ou la recherche, on peine toutefois à percevoir un fil rouge. Une synthèse ou un agencement des articles par thématiques plus facilement identifiables auraient pu mieux mettre en valeur le contexte général voulu par le volume. Certains articles ont une visée scientifique, tandis que d'autres adoptent une approche plus clairement didactique. Mais cette disparité rend aussi compte de la variété des sources et de leur importance pour l'étude de l'histoire ancienne. L'apport tant scientifique que didactique de la plupart de ces contributions demeure donc tout à fait pertinent.

*Giuseppina Lenzo, Lausanne*